

Antwort auf die Rezension¹ von Jacek Kordel in der Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 70 (2021), S. 101–104, von Georg Ziaja.

Auf die kursiv gesetzten Zitate aus Jacek Kordels Rezension folgt jeweils die Entgegnung Georg Ziajas.

1. S. 102: „[...] dass viele Persönlichkeiten, die in der polnischen Geschichte im 16. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielten, nicht im Lexikon vorkommen, wie z. B. Krzysztof Szydłowiecki, Jan Kochanowski, Mikołaj Rej, Łukasz Górnicki oder Andrzej Frycz-Modrzewski.“

Es handelt sich hierbei, so möchte ich betonen, um ein Lexikon des polnischen Adels und nicht ein Lexikon des polnischen Goldenen Zeitalters! In einem Lexikon des Goldenen Zeitalters würden die Dichter Jan Kochanowski und Mikołaj Rej wahrscheinlich an erster Stelle stehen, aber in einem historischen Lexikon des Adels würden sie – obwohl auch aus dem Adel stammend – wie Fremdkörper wirken. Rej als aktives Mitglied der calvinistischen Gemeinde hat sich noch halbwegs aktiv auf der politischen Bühne betätigt, aber Kochanowski hatte mit der wirklichen Politik wenig zu tun. Er war Dichter und kein Politiker. Auch Rej war kein echter Politiker, sondern nur ein Schriftsteller mit hohem moralischem Anspruch. Genauso war auch Andrzej Frycz-Modrzewski kein aktiver Politiker, der im Sejm für seine Sache stritt, sondern ein politischer Schriftsteller (heute würde man sagen, ein „Politikwissenschaftler“). Mein Lexikon stellt hauptsächlich Politiker mit staatlichen Funktionen vor bzw. Adelige, die sich rege am politischen Leben beteiligt haben. In der Einleitung (S. 2) schreibe ich: „Auf jeden Fall war es bei der Auswahl der Personen wichtiger, was ein Adelige machte (welche Funktion im Staat er ausübte), als was er besaß.“ Ansonsten ist die Auswahl der aufzunehmenden Personen für ein Lexikon stets ein subjektiver Vorgang. Es wird in dieser Hinsicht immer Kritik geben, aber alle Adelligen (etwa 10 Prozent der Bevölkerung in der Rzeczpospolita und etwa 15 Prozent im Königreich Polen) in einem Buch vorzustellen, ist einfach nicht möglich. Selbst die 120 Personen, die im Lexikon vorgestellt wurden, stellen schon eine ungewöhnlich große Gruppe dar, wie sie außer im *Polski Słownik Biograficzny* (von dem inzwischen über 50 Bände erschienen sind) nirgendwo sonst in der wissenschaftlichen Literatur vorkommt – und in deutscher Sprache gibt es überhaupt keine entsprechenden Werke.

2. S. 102: „Auch berücksichtigt Ziaja keine litauischen Familien [...]“.

Ich schreibe in der Einleitung (S. 1): „Litauen und das Herzogliche Preußen wurden nicht berücksichtigt, weil das Buch sich nur mit dem Königreich Polen (und nicht mit dem Großherzogtum Litauen) beschäftigt.“ Auch der Titel „Lexikon des polnischen Adels“ informiert schon darüber, da ich das Buch ansonsten „Lexikon des Adels in der Rzeczpospolita“ (bzw. in Polen-Litauen) betitelt hätte.

3. S. 103: „Nicht berücksichtigt sind die Bistümer Vilnius, Samogiten, Kiew und Luck, denn sie waren meistens durch litauische bzw. ruthenische Bischöfe vertreten und die Bevölkerung war meistens orthodox“ (S. 14). Diese Argumentation ist nicht ganz überzeugend. Die Beteiligung der Oberhäupter dieser Diözesen am politischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Leben des Königreichs Polen lässt sich nicht von der Hand weisen. Hier einige Beispiele: Jerzy Radziwiłł, der von 1579 bis 1591 Bischof von Vilnius gewesen war, übernahm anschließend das Amt des Bischofs von Krakau (1591–1600) und wird in dieser Funktion in das Lexikon einbezogen.“

¹ GEORG ZIAJA: Lexikon des polnischen Adels im Goldenen Zeitalter 1500–1600, Paderborn 2019; GEORG ZIAJA: Lexikon der katholischen Bischöfe im Polen des Goldenen Zeitalters 1500–1600, Paderborn 2020.

Ich betone in der Einführung, dass ich die polnischen *Bistümer* beschreibe, was nicht heißt, dass ich nur die polnischen Bischöfe berücksichtigt hätte – es wurden alle Bischöfe des 16. Jh. im Königreich Polen (Großpolen, Kleinpolen, Kujawien, Masowien) aufgenommen, egal welcher Nationalität. Radziwiłł – ein Litauer – wurde als Bischof von Krakau aufgenommen, unabhängig davon, ob er ein Pole oder Litauer gewesen ist. Berücksichtigt werden alle Bischöfe des 16. Jh., die auf dem „ethnischen“ polnischen Territorium tätig waren.

4. S. 103: „Nicht einbezogen wurde hingegen Bernard Maciejowski, der 1588–1600 die Würde des Ordinarius von Luck innehatte und seit 1600 Bischof von Krakau und seit 1606 Erzbischof von Gnesen und damit Primas von Polen war. Dasselbe gilt für Józef Wereszczyński (1592–1598 Ordinarius von Kiew, vor seiner Ernennung zum Bischof Kanoniker von Kulm und Abt des Benediktinerklosters in Sieciechów in Masowien) sowie für Krzysztof Kazimirski, den Nachfolger Wereszczyńskis (1598–1618) und vor seiner Nomination Kanoniker in Tarnów. Bischöfe, die im Jahr 1600 ihr Amt antraten, wurden ebenfalls nicht aufgenommen. Dies betrifft Maciejowski sowie Wawrzyniec Gembicki, der im November 1600 zum Bischof von Kulm ernannt wurde.“

Die engmaschige Suche nach „fehlenden“ Bischöfen, die im Jahre 1600 ihr Amt übernommen haben, bleibt hier ohne Kommentar. Wahrscheinlich hätte ich im Titel besser „1500–1599“ statt „1500–1600“ schreiben sollen, weil ich mich mit dem 16. Jh. befasst habe (und das Jahr 1600 schon zum 17. Jh. zählt).

5. S. 103: „Es entsteht so aber keine systematische Darstellung der Geschichte der katholischen Kirche in Polen.“

Das war auch nicht das Thema: Es handelt sich um ein Lexikon, und ein Lexikon beinhaltet eigentlich nur Biogramme. Die kurz dargestellte „Geschichte der Kirche“ war nur als eine Skizze gedacht und beansprucht für sich auch nicht, eine „systematische Darstellung der Geschichte der katholischen Kirche in Polen“ zu sein.

6. S. 104: „Sigismund II. August wurde nicht 1548, sondern noch zu Lebzeiten seines Vaters, Sigismunds I., 1529 zum König gewählt und 1530 gekrönt (S. 15).“

Es stimmt, „gewählt 1548“ war falsch formuliert. Gemeint war, dass er erst nach dem Tod seines Vaters an die Macht gekommen ist. Dass die ehrgeizige Mutter von Sigismund August, Bona Sforza, ihren Sohn unbedingt noch zu Lebzeiten seines Vaters krönen wollte (und dies auch durchsetzte), ist eigentlich jedem Historiker bekannt.

7. S. 102, Anm. 1: „Daneben fehlen in dem Kapitel ‚Literaturhinweise‘ folgende einschlägige Werke: [...] Ewa Dubas-Urwanowicz: *Koronne zjazdy szlacheckie w dwóch pierwszych bezkrólewicach po śmierci Zygmunta Augusta, Białystok 1998*.“

Ich betone in der Einleitung (S. 4 f.), dass die als „Literaturhinweise“ dargestellten Positionen nur eine *Auswahl* sind, die genauen biobibliografischen Angaben befinden sich unter jedem Biogramm. So werden Dubas-Urwanowicz und ihr Buch unter zahlreichen Biogrammen, u. a. auf S. 69, 73, 81, 103, 145, 147, 152 und 161 angeführt. Ich schreibe dazu: „Die Auswahl der vorhandenen Literatur zu dem Thema ‚Adel in Polen‘ ist riesengroß. Eine ‚vollständige‘ Literaturliste vorzulegen, ist schlicht nicht möglich – jedenfalls nicht in einem kompakten Lexikon. Was ich an Literatur vorstelle, ist eine Auswahl und dient zur Einführung in das Thema. Weitere im Lexikon benutzte Arbeiten sind unter den einzelnen Biogrammen aufgelistet.“

Trotzdem bedanke ich mich ganz herzlich bei Jacek Kordel für das aufmerksame Lesen und seine Bemerkungen!

Bonn

Georg Ziaja

Andrzej Wierzbicki: Jak powstało państwo polskie? Hipoteza podboju w historiografii polskiej XIX i XX wieku. [Wie ist der polnische Staat entstanden? Die Eroberungshypothese in der polnischen Historiografie des 19. und 20. Jahrhunderts.] Instytut Historii PAN. Warszawa 2019. 336 S. ISBN 978-83-65880-55-0. (PLN 39,99.)

„Jak powstało państwo polskie?“ (Wie ist der polnische Staat¹ entstanden?), fragt der Warschauer Historiografiegeschichtler Andrzej Wierzbicki im Titel seiner 2019 erschienenen Monografie – ohne die Absicht, diese Frage im Rahmen seiner Studie zu beantworten. Vielmehr geht es dem Vf. darum, der Forschungsgeschichte zu dieser Frage nachzuspüren. Seinen Fokus legt er hierbei auf die Idee von der Entstehung Polens als Folge einer oder mehrerer Eroberungen, und er nimmt dafür Aktualisierungen und Abwandlungen einer solchen „hipoteza podboju“ (S. 9, am ehesten als „Eroberungshypothese“ übersetzbar), gewissermaßen also unterschiedliche „Antworten“ auf die Titelfrage, im Verlauf der Moderne in den Blick. Dass sich „państwo polskie“ dabei auf die polnische Herrschaftsbildung im Mittelalter – in der Regel mit dem piastischen Herrscher Mieszko I. verbunden – bezieht, geht aus den Ausführungen W.s indirekt hervor und wird schließlich auch als Thema der von ihm vorgestellten Ansätze deutlich. Dennoch hätte diese Problematik (was gilt wann als „państwo polskie“?) von ihm noch direkter als Forschungsfrage adressiert werden können.

Die Untersuchung erstreckt sich zunächst in drei Hauptkapiteln von der zweiten Hälfte des 18. Jh., in der W. die Entstehung der sog. Kritischen Geschichtsschreibung (*historiografia krytyczna*) in der Ersten Polnischen Republik verortet, bis zum Ende der Volksrepublik Polen, d. h. bis zum Ende des 20. Jh. Abschließend (Kap. IV) werden „[z]amiast zakończenia“ („anstatt eines Schlusswortes“) auch aktuelle Entwicklungen in der polnischen Historiografie in den Blick genommen, wobei der Vf. bekennt, hierzu nur „niewiele“ („ein wenig“, S. 287) sagen zu wollen. Bei der Festlegung des Untersuchungszeitraums ebenso wie bei dessen Unterteilung in einzelne Zeitabschnitte orientiert sich W. – wie er einleitend erläutert – vor allem an politischen Zäsuren. Dies sei auch durch den engen Zusammenhang der unterschiedlichen historiografischen Tendenzen, die sich auf die „Eroberungshypothese“ beziehen, mit dem ideologischen und politischen Kontext gerechtfertigt. Seine chronologische Kapiteleinteilung mit dem Zeitraum nach dem Vollzug der Teilungen Polens bis zur Entstehung der Zweiten Polnischen Republik 1918 (I), der Zwischenkriegs- und Besatzungszeit (II) und schließlich der Phase sozialistischer Herrschaft (III) lehnt sich folglich daran an – mit dem Hinweis, dass sich anhand dieser zeitlichen Abschnitte besonders gut grundlegende Deutungsveränderungen feststellen ließen.

Als konzeptuelle Besonderheit seines Ansatzes möchte W. seine erweiterte Definition von „podbój“ verstanden wissen: Zum einen könne der Begriff neben einer Invasion von außen (z. B. in Form einer militärischen Aggression) auch eine „innere Eroberung“, d. h. sich „ohne große Schlachten“ prozesshaft ergebende Veränderungen, bezeichnen. In einem solchen metaphorischen Sinne finde er auch seinen Platz etwa in evolutionistisch angelegten Geschichtsdeutungen wie dem Historischen Materialismus. Zum anderen umschließe „podbój“ Bewegungen aus und in ganz unterschiedliche Richtungen, und die Definition dessen, was als „äußere“ und „innere“ Eroberung gelte, entwickle sich dynamisch. Die Tatsache, dass in der Forschungsgeschichte wiederum unterschiedliche Termini für die Erfassung derartiger Prozesse verwendet würden, sieht W. als eine der Herausforderungen seines Ansatzes an. Zwar weist er in der Einleitung auf alternative Modelle zur „Eroberungshypothese“ hin. Dass W. als Beispiel dafür allerdings marxistische Positionen anführt, wirkt vor dem Hintergrund seiner definitorischen Ein- oder vielmehr Entgrenzung und des Umfangs des PRL-Kapitels, das mit über 100 Seiten das größte ist, widersprüchlich. So bleibt bis zum Schluss die Frage offen, ob ein derart weites Eroberungsverständnis

¹ Hier ist auf die Übersetzungsschwierigkeit von „państwo“ hinzuweisen. Exakter wäre die Übersetzung als „Herrschaft/Herrschaftsverbund“, vgl. weiter unten.

nicht potenziell alle denkbaren Erklärungsansätze einschließen könne und sich insofern als hermeneutische Kategorie erübrige.

Eine gewisse Unschärfe bezüglich des Untersuchungsgegenstands ergibt sich zudem durch den im Titel vorgegebenen Fokus auf die Historiografie, als die der Vf. zunächst die geschichtswissenschaftliche Forschung bezeichnet. Da in der Einleitung wie in den Analysekapiteln aber immer wieder Beispiele für verwobene geschichtswissenschaftlich-archäologisch-anthropologische Interpretationen zur Entstehung des polnischen Staates erwähnt und teilweise auch explizit als solche benannt werden, hätte sich möglicherweise von vorneherein eine disziplinäre Perspektiverweiterung angeboten.

Innerhalb der an politischen Zäsuren orientierten Hauptkapitel strukturieren einzelne Personen(gruppen) und ihre Erklärungsansätze zur Entstehung Polens die Synthese. Diese Vorgehensweise, als „konceptualno-personalny“ („konzeptuell-personell“, S. 22) bezeichnet, begründet W. mit ihrem anekdotischen Darstellungspotenzial. Dazu passt, dass er eine lebendige kontinuierliche Erzählung der strengen Einhaltung der chronologischen Struktur gegenüber priorisiert und sich einer bildreichen und mitunter sehr pointierten Darstellungsweise bedient.

Damit verbunden ergibt sich allerdings die Frage, an welches Publikum sich der Vf. richtet. W. verortet seine Studie eindeutig im Bereich der „historia historiografii“ (S. 22), will damit aber vor allem Erwartungen hinsichtlich einer Beantwortung der im Titel aufgeworfenen Frage dämpfen. Quellen werden in großem Umfang zitiert und in den Fußnoten angegeben, Verweise auf wissen(schaft)sgehistorische Forschungsliteratur sowie Belege zur Darstellung des politischen und gesellschaftlichen Kontextes hätten dagegen umfangreicher ausfallen können. Während zu Beginn jedes Hauptkapitels jeweils sehr konzise Kontinuitäten und Brüche zum vorherigen Zeitabschnitt zusammengefasst und so einem Publikum mit und ohne historisches oder historiografiegeschichtliches Expert:innenwissen als hilfreiche Einordnungen dienen, verlieren sich die konzeptuell-personellen Unterkapitel teilweise in allzu detaillierten Schilderungen, Unübersichtlichkeit und langen Quellenzitationen.

Vor dem Hintergrund jüngerer wissen(schaft)sgehistorischer und -soziologischer Annahmen hätte man sich zudem ein zeitgemäßeres Verständnis von Wissenschaft als sozialen Prozess, der inhärent mit Politik und Gesellschaft verwoben ist, gewünscht. Auch alternative Deutungen, seien es pseudowissenschaftliche und publizistische Ursprungsnarrative oder etwa für die volkspolnische Zeit zu berücksichtigende Interpretationen jenseits des offiziellen Geschichtsbildes (im Untergrund oder Exil), könnten umfassender beachtet und ihre Abgrenzbarkeit von den dargestellten Positionen kritisch reflektiert werden. In die gleiche Richtung weist der Eindruck einer Auflistung der „großen Namen“ der polnischen Geschichtsschreibung. Die Tatsache, dass ausschließlich männliche Historiker ihren Weg in Zwischenkapiteltitle finden und insgesamt – mit wenigen Ausnahmen etwa im PRL-Kapitel – die Darstellung dominieren, mag der Gestalt der polnischen Forschung über lange Zeit entsprechen, wirft aus heutiger Perspektive aber die kritisch zu reflektierende Frage auf, ob dieser Umstand durch eine derart personengebundene Darstellungsweise zusätzlich bis in die Gegenwart fortgeführt werden sollte. Eine Lösung hätte darin bestehen können, diese Problematik zu adressieren sowie das „konceptualno-personalny“-Spektrum stärker hin zu einer ohnehin erkenntnisreicheren Darstellung von konzeptuellen Linien und Brüchen zu verlagern.

Insgesamt lässt sich W.s Studie (auch mit Hilfe des Personenregisters im Anhang) demnach gut als Nachschlagewerk zu einzelnen prominenten Persönlichkeiten und ihren Positionen zur „Ursprungsfrage“ verwenden, das sich diesbezüglich durch eine detaillierte Analyse und Vielzahl von Quellenangaben auszeichnet. Zudem führen der weit gesteckte Untersuchungszeitraum und der methodisch-terminologische Ansatz der Studie dazu, dass historiografiegeschichtlich bereits erfasste Bereiche und Darstellungsmuster wie die Gegenüberstellung deutscher Ost- und polnischer Westforschung oder das Nachzeichnen der Allochthonismus-Autochthonismus-Debatte in einen größeren Kontext eingeordnet wer-

den. So enthalten die weniger an Einzelpersonen/Personengruppen orientierten Abschnitte vielversprechende Anhaltspunkte, um die Rezeption und Modifikation diskursiver Elemente in der *longue durée* nachzuvollziehen. Eine konsequentere Vertiefung in dieser Richtung hätte sicherlich umso mehr Erkenntnisse erbracht!

Münster

Anne Kluger

Kersti Markus: Visual Culture and Politics in the Baltic Sea Region, 1100–1250. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450, Bd. 63.) Brill. Leiden – Boston 2020. 412 S., 134 Ill. ISBN 978-90-04-42616-0. (€ 139,–)

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine großangelegte, überregionale Studie zur Kirchenarchitektur im nördlichen Ostseeraum während der sogenannten Nordischen Kreuzzüge im 12. und 13. Jh. Kersti Markus führt hierin ihre seit ihrer Dissertationsschrift¹ in verschiedenen Publikationen weiterentwickelten Thesen zur Repräsentation politischer Strukturen und Ziele in der Architektur zusammen und baut sie weiter aus.

Methodisch verbindet die Vf. Überlegungen der *critical art history* mit solchen der *visual culture*. Sie kombiniert die Frage danach, was ein bestimmtes Objekt repräsentiert, mit der gleichzeitigen Betrachtung der Kirchenbauten und ihrer Ausstattung in ihrer visuellen Umgebung und somit in ihrer Wirkung auf den Adressatenkreis. Auf diese Weise werden Ursprung und Funktion von Repräsentation sichtbar. Den vielfältigen Abbildungen kommt hierbei eine über die reine Illustration des Textes hinausgehende Bedeutung bei der Vorstellung, kontextuellen Einordnung und Interpretation der untersuchten Bauten und ihrer verschiedenen Funktionen zu. Neben visuellen Quellen werden schriftliche Quellen, vorwiegend historiografischer Natur, unterstützend konsultiert, sollen jedoch nicht als Leitfaden zur Interpretation der visuellen Repräsentationen dienen. Auf diese Weise ausgewertet, können visuelle Quellen die schriftlichen nicht nur ergänzen und komplementieren, sondern neue Erkenntnisse zutage fördern, insbesondere dort, wo die schriftliche Überlieferung rar ist oder einseitige Betrachtungsweisen anbietet.

Sekundärliteratur zur Bearbeitung dieses anspruchsvollen Vorhabens hat M. in zahlreichen für den Untersuchungsraum relevanten Landes- und Wissenschaftssprachen konsultiert. Ein gemeinsames Orts- und Personenregister erschließt den Text. Ein zusätzliches Sachregister zu den behandelten kunst- und bauhistorischen Besonderheiten und eine tabellarische Aufstellung der vorgestellten Kirchen wären von Vorteil gewesen, in dem übersichtlich gegliederten Buch lässt sich jedoch auch so gut navigieren.

Den inhaltlichen Hauptteil des Werkes bilden vier je einer Region gewidmete Hauptkapitel. Hierbei wird ein Schwerpunkt auf die Untersuchung der Kirchen Dänemarks sowie des livländischen Raums gelegt. Nur etwa halb so lang fallen jeweils die Kapitel zu Schweden sowie Gotland bzw. Visby aus.

Das zweite Kapitel – das erste der vier Hauptkapitel – beschäftigt sich mit der visuellen Rhetorik dänischer Kirchen zur Zeit der „Nordischen Kreuzzüge“. Die Vf. stellt mehrere chronologisch aufeinanderfolgende Bautraditionen fest. Die visuelle Rhetorik unter Valdemar I. (1131–1182) und Erzbischof Eskils (1137–1177) zeichnet sich durch die intelligente und zielgerichtete Umsetzung des Anliegens aus, die politische Macht der königlichen Familie gegenüber anderen Clans mit Hilfe des christlichen Gottes zu sichern. Der nachfolgenden visuellen Rhetorik Knuts VI. (1182–1202) und Erzbischof Absalons (1128–1201) bescheinigt die Vf. hingegen eine offensive Brutalität bei der Umsetzung des Ziels, die königliche Macht insbesondere auf Seeland und Schonen zu zeigen und zu sichern.

¹ KERSTI MARKUS: Från Gotland till Estland. Kyrkokonst och politik under 1200-talet [Von Gotland nach Estland. Sakrale Kunst und Politik im 13. Jahrhundert], Tallinn 1999.

Eine andere Entwicklung lässt sich unter Valdemar II. (1202–1241) beobachten. Die unter der Ägide Anders Sunesens (Erzbischof von Lund 1201–1228) errichteten Kirchen stehen im Zeichen des Kreuzzugs und verbinden die Glorifizierung der dänischen Könige mit Heilsversprechen für die Teilnahme daran. Die Rhetorik war darauf angelegt, jene zu beeinflussen, die sich an der Kampagne beteiligen sollten.

Das eng mit der Geschichte und Politik Dänemarks verwobene Schweden bildet den Fokus des dritten Kapitels. Die Vf. konstatiert, dass sich die enge Verbindung dänischer und schwedischer Dynastien in der visuellen Rhetorik zeigt, sich diese Rhetorik jedoch aufgrund der beständigen internen Konflikte in Schweden nicht in gleicher Weise wie in Dänemark durchzusetzen vermochte. Die Positionierung der Kirchengebäude und ihre Anlehnung an die Ästhetik der Wikinger wird als Versuch gewertet, alte Bindungen zu lösen. Unter Sunesen scheint eine solche Annäherung nicht mehr notwendig gewesen zu sein, da die christliche Kirche und die mit ihr kooperierenden Familien sich in Schweden hatten durchsetzen können. Aus der Bautätigkeit auf den Ostseeinseln und um den Kalmarsund zieht M. Rückschlüsse auf die Ordnung von Macht zur Zeit der Kreuzzüge, insbesondere auf den großen Einfluss Dänemarks in diesem Bereich, das sich so den Weg nach Livland sicherte.

In Bezug auf Visby, das den Schwerpunkt des vierten Kapitels bildet, betont die Vf. den kaufmännischen Einfluss auf die Entstehung neuer Kirchenbauten. Die Initiative zum Bau der Kaufmannskirchen sei jedoch von höchster Stelle gekommen. Die in direkter Nachbarschaft zur paganen Kultstätte in Visby errichtete Heiliggrabkirche und St.-Maria-Kirche beschworen bewusst das Bild der Heiligen Stadt herauf, passend zu den in der Mitte des 12. Jh. in der Nachbarschaft angesiedelten Waffenschmiedern der Kreuzfahrer. M. betont die Bedeutung genauer Kenntnisse der vielschichtigen gesellschaftlichen Verhältnisse Gotlands für das Verständnis politischer Entwicklungen im Ostseeraum. Die Chronik Heinrich von Livlands sei in diesem Zusammenhang jedoch als Quelle ungeeignet, da sie, wie die Vf. anhand der vorhandenen visuellen Quellen nachweist, in Bezug auf Fragen zum Verhältnis zwischen Deutschen und Skandinaviern auf Gotland irreführende Informationen enthält, die auf der Zielsetzung der Chronik fußen, die Rolle der Dänen zu marginalisieren, und nicht etwa auf den tatsächlichen früheren Verhältnissen, die sie beschreiben will.

Das fünfte Kapitel wendet den Blick nach Livland als Ziel der Kreuzzugsbemühungen. Hierbei wird die deutsche und dänische Perspektive beachtet, mit einem Schwerpunkt auf den Gründungen der Städte Tallinn und Riga sowie der Ansiedlung der Zisterzienser. Die Vf. stellt fest, dass in der bisherigen – zumeist (baltisch-)deutsch geprägten – Forschung die Eroberung und Christianisierung Livlands einseitig unter Vernachlässigung der Rolle Dänemarks betrachtet worden sei. Tatsächlich sei dessen Rolle viel größer als bislang angenommen und Dänemark bereits vor den Deutschen an Livland als Teil der Handelsroute nach Novgorod interessiert gewesen. Die Gründung Tallinns sei bereits 1206 erfolgt. Vernachlässigt werde zudem die Rolle einheimischer Siedlungen, deren Vorhandensein Grundlage für die Errichtung Rigas und Tallinns war. Der Vergleich der Ansiedlung der Zisterzienser in Livland aus deutscher und dänischer Sicht zeugt von den vielschichtigen Beziehungen zwischen den Eroberern und deutet auf die strategische Relevanz Gotlands in diesem Gefüge hin.

Die Vf. kommt zu dem Schluss, dass die untersuchten Kirchengebäude im hohen Mittelalter keineswegs bloße Kopien westlicher Vorbilder waren, sondern oft sogar deren Weiterentwicklungen. Sie dienten eigenen, für den nördlichen Ostseeraum spezifischen weltlichen wie geistlichen Bedürfnissen und spiegeln die örtlichen Verhältnisse wider. M. stellt anhand ihrer Untersuchungen zur Verflechtung visueller Kultur mit der Politik fest, dass die vermeintlich periphere Grenzregion zur Zeit der „Nordischen Kreuzzüge“ als ein (geistliches wie auch kaufmännisches) Zentrum gesehen werden kann und wurde.

Die Monografie ist auch und vor allem ein Plädoyer für die Nutzung der Möglichkeiten visueller Quellen. Von der interdisziplinären und überregionalen Ausrichtung des Werkes

wird die Forschung etwa zu Kreuzzügen, zur Regionalgeschichte oder zu Grensräumen profitieren können, wenn auch mit Sicherheit nicht alle aufgestellten (Hypo-)Thesen unwidersprochen bleiben werden.

Leipzig

Sarah Jacob

Grischa Vercamer: Hochmittelalterliche Herrschaftspraxis im Spiegel der Geschichtsschreibung. Vorstellungen von „guter“ und „schlechter“ Herrschaft in England, Polen und dem Reich im 12./13. Jahrhundert. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 37.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2020. 792 S., Tab. ISBN 978-3-447-11354-0. (€ 98,-.)

Grischa Vercamer betritt mit seiner nun publizierten umfangreichen Habilitationsschrift, die 2016 an der Europa-Universität Viadrina angenommen wurde, Neuland und versteht sie somit selbst als „Pilotstudie“ (S. 347). Er vergleicht die Vorstellungen hochmittelalterlicher Chronisten bezüglich praktischer Herrschaftsausübung in England, in Polen und im mittelalterlichen Deutschen Reich. Es geht ihm also letztlich um die Frage, wie Herrschaftspraxis in chronikalischen Texten ihren Niederschlag findet und als gute oder schlechte Form bewertet wird.

Dazu untersucht und vergleicht V. in einem quantifizierenden-ganzheitlichen Vorgehen sechs bedeutende Chroniken: Die *Cronica* des Gallus Anonymus (vor 1116) und die *Chronica Polonorum* des Wincenty Kadłubek (um 1205) für Polen, Wilhelms von Malmesbury *Historia Novella* (1140/1142) und Rogers von Howden *Chronica* (1192/1201) für England sowie Ottos von Freising oder Rahewins *Gesta Frederici* (1157–1160) und die anonym verfasste *Historia Welforum* (1164/1174) für das Reich. Alle Texte stammen aus dem 12. bzw. beginnenden 13. Jh. und sind von der Forschung bereits ausführlich analysiert und interpretiert worden. Durch die zeitliche Auswahl der polnischen Quellen ergab sich die Auswahl der anderen Chroniken, um einen sinnvollen Vergleich zu gewährleisten.

V. leitet seine Studie, die aus sieben Großkapiteln besteht, umfangreich ein (S. 1–62), indem er die Theorien von Herrschaft vorstellt, das Konzept der Vorstellungsgeschichte erläutert und seine Arbeitsweise mit Quelldatenbanken darlegt. Umfangreich präsentiert er sein geschichtstheoretisches Instrumentarium: Kulturwissenschaft, Sozialwissenschaft, literaturwissenschaftliche Narratologie.

Das zweite Kapitel begründet die Auswahl der sechs Quellen, wobei V. ankündigt, mit der Wahl dreier Großregionen bisherige Perspektiven der Forschung zu überwinden und zu erweitern. Hinsichtlich Polens existiert, wie V. auch deutlich macht, keine frühere Chronistik (S. 5). Das dritte Kapitel fokussiert und beleuchtet die allgemeinen Strukturen von Herrschaft in England, Polen und dem Reich. Im vierten Kapitel analysiert V. die praktischen Felder von Herrschaft. Diese Tätigkeitsfelder der Herrschaftspraxis identifiziert er überzeugend wie folgt: „Richter“, „Verwalter“, „Politiker“, „Gesetzgeber“, „Inszenierung von Macht und Herrschaft“, „Krieger/Heerführer“, „frommer Herrscher“ und schließlich „Habitus/Gewohnheiten/Charaktereigenschaften der Herrscher“. Die unterschiedliche Bedeutsamkeit der Felder wird aber deutlich: V. kommt in der Analyse von 600 Belegstellen in den Chroniken zu unterschiedlichen Ergebnissen, wobei wenig überraschend die Felder Politik, Verwalter und Krieger meist dominieren. Beispielsweise hält er fest, dass bei Gallus Anonymus das richterliche und das gesetzgeberische Tätigkeitsfeld kaum ausgebildet, dagegen Bilder der Herrscher als Heerführer und Politiker dominant seien. Bei Wincenty Kadłubek seien Habitus sowie die Tätigkeiten als Politiker und Verwalter fast gleich umfangreich beschrieben, Heerführung und Repräsentation hingegen stünden eher am Rande. Wilhelm von Malmesbury stelle dagegen Diplomatie und Politik in den Vordergrund, hier-nach folgten Verwaltung und Habitus. Besonders auffällig sei, dass die Rolle als Gesetzgeber und frommer Herrscher in den Chroniken insgesamt nur geringen Raum einnehme.

Vorstellungen von guter und schlechter Herrschaftspraxis und narrative Schreibstrategien in den drei Reichen werden im fünften Kapitel untersucht. Resümierend und verglei-

chend stellt V. für die englischen Chroniken eine erhebliche Ähnlichkeit für das Tätigkeitsfeld „Verwalter“ fest. Beide Chronisten pflegten einen nüchtern-trockenen Erzählstil, der bei Roger durch seine enzyklopädische Absicht bedingt sein mag, bei Wilhelm auch in der thematischen Dominanz des Herrschers als Verwalter und Politiker zu suchen ist. Die polnischen Chroniken würden sich hinsichtlich der Tätigkeitsfelder insgesamt deutlich davon unterscheiden, wohingegen die deutschen Chroniken sich im sachlichen Stil glichen, ihre Grundanlagen aber unterschiedliche Akzentuierungen hinsichtlich der Tätigkeitsfelder zeigten. Den Stil der polnischen Chronisten empfindet der Vf. zu Recht als unterhaltsam, so etwa durch Übertreibungen, Anekdoten, eindringliche Metaphorik und Theatralik. (S. 321).

Das sechste Kapitel bietet im Wesentlichen ein methodisches Fazit. V. stellt fest, dass zwar die christlichen Tugenden betont würden, „diese finden aber beim konkreten Praxisbezug, also bei fast allen Stellen in den Chroniken, meist wenig Resonanz“ (S. 344). Insgesamt hebt er die unterschiedlichen Positionierungen und Akzentuierungen von Herrschern, ihren Familien, Aufgaben und Traditionen hervor. Das selbstreflexive, methodische Fazit der Pilotstudie fällt positiv aus. V. meint, ein ganzheitliches Bild der Fürsten gezeichnet zu haben; die Tätigkeitsfelder seien systematisch erfasst und untersucht worden. Er habe einen neutralen Ansatz zur Wertung einzelner Passagen verfolgt, die auch narratologisch-literaturwissenschaftliche Fragestellungen umfasse. Insgesamt charakterisiert er seine Methodik als übertragbar, praktisch orientiert und innovativ.

Als wichtige und teils überraschende Ergebnisse hält V. fest, dass die Idee des frommen Herrschers, bei aller Unterschiedlichkeit der Chroniken, nur eine deutlich untergeordnete Rolle gespielt habe, obwohl alle Chronisten dem geistlichen Stande angehört haben dürften. Allgemein kann festgehalten werden, dass sich in Konfliktsituationen derjenige als guter Herrscher bewies, der im Waffengang kaum als individueller Kämpfer, sondern als Taktiker auftrat. Alle Chroniken spiegelten einen christlichen Wertekanon wider, der sich eher am Bereich der Kardinaltugenden und weniger an der Effektivität der Herrscher orientierte. Das siebte Kapitel bietet Tabellen und Diagramme sowie umfangreiche Quellenbelege aus den untersuchten Chroniken. V. hat für die Habilitationsschrift 672 Datensätze erfasst sowie eine umfangreiche Datenbank erstellt, die der Publikation nicht hinzugefügt werden konnten.

Nicht alles, was V. bietet, mag überraschen. Die Dominanz der administrativen Tätigkeit des Herrschers in England ist der Tatsache geschuldet, dass sich hier bereits eine umfangreiche vormoderne Administration entwickelt hatte. Auch trägt meines Erachtens die Vielfalt der Methoden und Ansätze nicht immer zur Klarheit der Begriffe bei: So wäre der Herrschaftsbegriff durchaus einer tiefergehenden Erörterung und Klärung würdig gewesen. Man mag außerdem über die Wahl der drei Reiche und die Auswahl der sechs Chroniken streiten können, wobei gerade die *Historia Welforum* als süddeutsche Dynastiengeschichte etwas aus dem Rahmen fällt. Als Fundgrube für weitere Forschungen wird sich der Quellenanhang, gleichsam ein chronikalisches Archiv, erweisen, der die Ergebnisse untermauert. Auch ein Vergleich mit Fürstenspiegeln hätte sich angeboten. Insgesamt muss betont werden, dass V. eine Pilotstudie betrieben hat, deren Ergebnisse sich als wertvoll erweisen: 1) für die Analyse weiterer Chroniken nach diesem Muster, 2) für den Vergleich der drei behandelten Reiche, 3) durch die detaillierte und quantifizierende Analyse, die V. vorgelegt hat.

Bonn

Marcus Wüst

A History of the Hungarian Constitution. Law, Government and Political Culture in Central Europe. Hrsg. von Ferenc Hörcher und Thomas Lorman. Bloomsbury Academic. London 2020. XVI, 366 S. ISBN 978-1-3501-7018-6. (£ 26,99.)

The publication, ed. by Ferenc Hörcher and Thomas Lorman, covers the 700-year history of the idea of historical constitution in Hungarian politics from the Medieval and Early Modern periods until the Fundamental Law of Hungary in 2011. The book has 11 chapters consisting of an Introduction and an Epilogue which frame the 9 core chapters, each of which is dedicated to a given legal document. As Philip Barker and Lorman state in the introduction, “the book seeks to demonstrate the evolution of Hungary’s constitution [...] [to] explore vital but often underrepresented facts” (pp. 5–6). Hence, besides analyses of the chosen legal documents, the political and scholarly debates surrounding each of them are discussed. Moreover, the intellectual (such as the influence of Montesquieu), social (regarding the influence of religious denominations), political (describing the different reforming approaches), symbolic (such as the Crown), and economic (such as the economic advantages and disadvantages in the period of 1867 and 1918) contexts of the articles are considered. Each legal document under analysis is presented within the historical chain of the “greater” history of the country’s constitution. There are “content chapters” that connect their historical investigations to the debate surrounding the Fundamental Law of Hungary, or hint at parallels with contemporary politics regarding the “polemical use of history” (p. 67). Some chapters introduce various authors’ interpretations of a given character or event, e.g. András Gergely’s (from the 1980s) and György Miru’s (2015) discussions about Lajos Kossuth and the April Laws. Other chapters discuss the notions or diverse understandings of the historical/ancient (the authors use both adjectives throughout the book) constitution, of other legal and state terms (such as “republic”), or investigate the history, along with the structural and institutional background, of an “actual constitution” (p. 219). Certain sections seem not to concentrate specifically on the question of the constitution, but for instance on the roles and characters of the “free-electors” community, a group of parliament members in the interwar period, who “believed that the National Assembly had the right to select whomever it wished to be the next king of Hungary” (p. 163).

The structure of the book is reader-friendly, which is especially important when the legal documents of a specific country are analyzed over a 700-year time range. Most of the relatively short chapters (but not all of them) are divided into smaller subchapters that help the readers to better navigate through the book and to readily locate information on specific questions, just as they would in a handbook. The fact that each chapter stands independently and that there are hardly any connections drawn between them also justifies the proposed handbook usage. Moreover, some chapters even have opposing conclusions (for example, regarding the activity or inactivity of the political elite in 1848), which further impedes the cohesion of the book as one continuous text. Furthermore, there are useful appendixes that contain all the analyzed legal documents and a combined bibliography as well as indexes of people, political parties, places, periods, institutions and other documents. One of the most unique and outstanding values of the publication is the attempt to overcome the language barrier and to provide English translations of original Hungarian, Latin or German legal texts, rendering these primary sources available to the international audience. Even though the index section might have been further categorized, it still reflects the extensive editorial work of these eleven chapters by nine authors. It might have also been useful to provide a list of terms which are used in the book, including both foreign expressions and those terms that are defined throughout the chapters (for instance Diet as “mass assemblies of the nobility,” p. 36). Another useful appendix would have been a chart of the various leading governments, their formats, leading figures and reigning periods as well as the constitutional order of the country at those periods. Especially concerning the first decades of the twentieth century, this type of information would have fur-

ther contributed to full comprehension of the very precise and focused short analysis of the chosen legal documents.

Such grandiose plans face unquestionable challenges (such as the page limit and the choice of legal documents to analyze) that the editors acknowledge as well. The historical overviews often seem to be rather generalized, especially for those readers who already have some knowledge about Hungary. Moreover, such readers might also be surprised by the absence of the canonized historical term “revolution and freedom fight” in reference to the events of March 1848. Hörcher uses the term in parentheses and with a question mark, and identifies the events rather as “street fights” (p. 93). On other occasions, the authors do not provide specific or even approximate dates of the analyzed events, only short descriptions such as “The Royal Succession” (p. 30), a shortcoming which might challenge readers with only a limited knowledge of Hungary. Similarly, the chronologically ordered analytical chapters show a rather significant gap in the second part of the twentieth century (1949–2011), while certain periods (such as the late eighteenth century) are discussed in more than one chapter. These issues trigger the questions of who the targeted audience of the book is, and how the editors can “demonstrate an evolution” via a handful of otherwise “underrepresented examples” (pp. 5–6) by leaving out decades of the 700-year long history.

In the “Final Considerations”, a subsection of Chapter 11, it is expressed that the historical overview of the book has the aim of providing tools and argumentations for understanding the heated dispute over the Fundamental Law of Hungary. In order to achieve this goal, and especially for an international (English-speaking) audience, more attention should have been paid to the pre and post-1989 period as well as to social research projects on public opinion and knowledge of the assumed parallels between the former constitutional attempts and the Fundamental Law as well as of its emotional connotations. The final paragraphs prove the broader aims of the book by citing its main questions, as can be identified in the following quotes: “whether it is desirable to revive the idea of the historical constitution, [...] whether the integrative function of the Hungarian constitution would be furthered or blocked by the revival of the historical constitution” and furthermore “at what price, with what risk and how effectively this integrative function would occur” (p. 244).

Continuities and clashes or discontinuities are the organizing themes of the publication, mainly in between the notion of the historical/ancient constitution and the constitutions or constitutional-like legal documents analyzed here. For instance, Law I of 1946 is analyzed through the question of whether it can be understood as “the disruption of the traditional Hungarian constitutional culture” or as a revitalization of it (p. 204). However, many authors of this publication express that the given situations were always more complex than in theory, due to the changing comparison basis or the given time periods (pp. 186–187). For instance, the role or credibility of the historical/ancient constitution and all written constitutions could even change through the centuries, e. g. as in the early twentieth century, based on the source of Teleki (p. 180), or in the mid-twentieth century, when “the political life of the country was organized by unwritten but broadly accepted customs” (p. 190). The authors also express different evaluations of the historical/ancient constitution as Balázs Fekete, in contrast to its unclear, unwritten, undefined character, alludes to the historical/ancient constitution as a “unique and rather developed” one that is “inspired by the classic Western liberal model” (p. 204). Both the historical/ancient constitution and the codified constitution are actually interrelated, as is concluded at the end of Chapter 10, and constitutions are “thus symbolic expressions of the debates on divergent visions of the long-term political and social order” (p. 242). Kálmán Pócza emphasizes that even though legal texts are not supposed to serve social cohesion, (modern) constitutions seem to have this function. However, the fulfillment of such a social cohesion function can only be evaluated from a longer time perspective. Until then, *A History of the Hungarian Constitution* explains certain moments of Hungarian history within its regional context using

comparisons with other national examples, through well-chosen and analyzed legal documents. Also, as an outstanding textbook, it fills a niche in the available publications on Hungarian (legal) history.

Vác

Melinda Harlov-Csortán

Bernard Linek: Górnośląskie miasta w XIX i XX wieku. Powstanie – życie gospodarcze – totalitarne piętno (wybór artykułów) [Oberschlesische Städte im 19. und 20. Jahrhundert. Aufschwung – Wirtschaftsleben – totalitäres Stigma (Auswahl von Artikeln).] Instytut Śląski. Opole 2020. 384 S. ISBN 978-83-7126-367-5. (PLN 25,–)

Bernard Linek: Dwa narody. Wyłanianie się nowoczesnych narodów na Górnym Śląsku w XIX i XX wieku (wybór artykułów) [Zwei Nationen. Die Entstehung moderner Nationen in Oberschlesien im 19. und 20. Jahrhundert (Auswahl von Artikeln).] Instytut Śląski. Opole 2020. 376 S. ISBN 978-83-7126-368-2. (PLN 25,–)

Das Schlesische Institut in Opole hat zwei Bände seines langjährigen Mitarbeiters und zeitweiligen Direktors Bernard Linek veröffentlicht, die eine Reihe von Aufsätzen enthalten, die er in den zurückliegenden zwanzig Jahren verfasst hat. In dem Buch zu ober-schlesischen Städten werden die Rahmenbedingungen vorgestellt, welche die Entstehung der dortigen modernen Städte und Stadtgesellschaften beeinflusst haben. Gerade die Tatsache, dass die einzelnen Beiträge über einen längeren Zeitraum hinweg entstanden sind, könnte Anlass geben zu der Sorge, dass sich einige von ihnen als überholt erweisen könnten.

Bereits im ersten Beitrag „Historische Forschungen zu den ober-schlesischen Städten“ zeigt sich, dass diese Bedenken berechtigt sind. Der Text ist sehr allgemein gehalten und führt nicht in den aktuellen Stand der Forschung ein. Die Darstellung stützt sich auf Studien, deren Erscheinen viele Jahre zurückliegt, und berücksichtigt die Geschichtsschreibung zu den ober-schlesischen Städten nur bis 1993. Es ist offensichtlich, dass L. keine der Monografien zu Städten ergänzt hat, die seit mehreren Jahren in großer Zahl veröffentlicht wurden, wie z. B. zu Bieruń (2007), Cieszyn (2010), Bielsko-Biała (2011), Pszczyna (2014), Katowice (2016), Rybnik (2017) oder Chorzów (2017). Dies könnte diejenigen, die mit der Materie nicht vertraut sind, zu der Annahme verleiten, dass sich in der Forschung über ober-schlesische Städte seit Jahren nichts getan habe. Der nächste Beitrag, ein überarbeiteter Auszug aus dem 2015 erschienenen „Lexikon der Mythen, Symbole und Helden Oberschlesiens des 19.–20. Jh.“, ist viel besser geschrieben und basiert auf gedrucktem Quellenmaterial. L. erläutert darin, dass kulturelle Einflüsse in bestimmten historischen Epochen die Namensgebung beeinflusst haben, und bringt so den Namen der Region, die das historische Oberschlesien umfasst, mit den politischen und sozialen Verhältnissen und ihrer Verankerung im Bewusstsein der Bevölkerung in Zusammenhang.

Beim zweiten Kapitel „Das Deutsche Kaiserreich: der Fall Zabrze“ scheint bereits der Titel in Bezug auf das Thema des Buches inkonsistent zu sein. Zabrze erhielt erst 1920, als das Deutsche Reich nicht mehr existierte, die Stadtrechte. In der Zeit davor, die der Autor auf vielen Seiten darstellt, wird die Stadt als solche natürlich nicht erwähnt, da sie nicht existierte. Ich verstehe, dass die Wahl von Zabrze als einziger ausführlich vorgestellter Stadt auf die früheren Forschungsinteressen des Autors zurückzuführen ist, aber es scheint mir keine angemessene Wahl für das vorliegende Buch zu sein. Viele ober-schlesische Städte blühten in der beschriebenen Periode des 19. und 20. Jh. auf und verfügten über eine ausgezeichnete Verwaltungsorganisation, eine entwickelte Infrastruktur, Kanalisation, öffentliche Verkehrsmittel sowie eine repräsentative städtebauliche Umgestaltung. Die Texte dieses Kapitels und, wenn auch in etwas geringerem Maße, des Kapitels zur Zwischenkriegszeit scheinen dem Thema und dem Zweck dieses Buches nicht ganz zu entsprechen. Verwirrend ist zudem, dass die beiden Beiträge zu Oppeln 1918–1945 sowie zu dem Oppelner Oberbürgermeister Ernst Berger keine Fußnoten enthalten, sondern lediglich auf das Literaturverzeichnis am Ende des Buches verwiesen wird.

Der Band behandelt solche Städte, die für die Forschungen des Autors von Bedeutung sind. Für viele andere oberschlesische Städte enthält er jedoch keine Hinweise, was den Leser angesichts des Buchtitels in die Irre führen kann. Nichtsdestotrotz sind die meisten der hier enthaltenen Artikel von hoher Qualität, obwohl sie auch bereits in den Monografien zu Zabrze, Chorzów oder Opole zu finden sind. Sie befassen sich nicht mit Themen oder Fragen, die für die Geschichte der oberschlesischen Städte von vorrangiger Bedeutung sind, sondern in der Regel mit weniger wichtigen, die kein realistisches Bild von den Städten vermitteln. Es fehlt auch an Versuchen, sie miteinander zu vergleichen, was im Jahr 2020 angesichts der großen Menge an neuer Literatur zu diesem Thema durchaus möglich gewesen wäre.

Der Kitt, der die Artikel des Bandes *Dwa narody* zusammenhält, ist das Vorhandensein einer deutschen und einer polnischen Nation in Oberschlesien und die parallele Existenz einer modernen politischen und einer ethnischen Nation. Das Buch ist in vier Teile gegliedert, die verschiedene Perspektiven auf moderne Nationen darstellen – „Nationale Systeme“, „Bildung nationaler Gruppen – Grenzziehung“, „Die Nation feiern“ und „Die Nationalisierung der Geisteswissenschaften“.

Der Band wirkt insgesamt detaillierter und inhaltlich kohärenter (mit Ausnahme eines Artikels über das Schlesische Institut). Der Autor versteht es, historische und kulturelle Kontexte in seine Analysen einzubeziehen, und die Artikel sind klar strukturiert – die Schlussfolgerungen lassen sich bereits aus dem ersten Beitrag ablesen, in dem das Problem der Nationalität in Oberschlesien in Bezug auf drei Aspekte systematisiert wird – Methodik, Definition und Historiosophie. L.s Anregung, „nach weniger eindeutigen Quellen zu suchen, nach deren Analyse sich ein flüssigeres und instabileres Bild ergibt“ (S. 26), ist bedenkenswert. Ähnliches gilt für die Überlegungen im nächsten Text zur ethnischen Identität in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkriegs. Der Autor beschränkt sich nicht auf Oberschlesien, das vor 1918 Teil des preußischen Staates war, sondern vergleicht dieses Gebiet mit dem ehemals österreichischen Teil Schlesiens. Das preußische wie auch das österreichische Schlesien waren in ihren jeweiligen Staaten „Grenzgebiete“, in denen die früheren religiösen Konflikte zwischen Protestantismus und Katholizismus von Nationalitätenkämpfen zwischen Tschechen, Polen und Deutschen abgelöst wurden. Dazu gehört auch eine Darstellung der als Träger nationaler Ideen wichtigsten Zeitungen und Institutionen und der mit ihnen verbundenen Personen. Der Aufsatz „Deutsche und polnische nationale Politik in Oberschlesien 1922–1989“ ist ein wichtiger Beitrag zu einer modernen, politisch unvoreingenommenen Forschung. Weder dem polnischen noch dem deutschen Element gelang es, die gesamte oberschlesische Bevölkerung zu vereinnahmen. Obwohl der Text auf der Grundlage eines Artikels aus dem Jahr 2002 verfasst wurde, sind seine Standpunkte auch heute noch aktuell.

Das zweite Kapitel „Bildung nationaler Gruppen – Grenzziehung“ passt recht gut zum Hauptthema dieses Bandes. Obwohl einige der Aufsätze nichts Neues zum Forschungsstand beitragen („Zusammen oder getrennt? Das Bildungsdilemma der polnischen Minderheit in der Woiwodschaft Oberschlesien in den Jahren 1922–1939“), bilden sie zusammen mit den anderen ein kohärentes Ganzes zum Thema der nationalen Konsolidierung. Interessant und wichtig erscheint im zweiten Kapitel der Artikel über nationale Feiertage, der sich mit dem Geburtstag des Kaisers und dem Gedenken an den Sieg über die Armee von Napoleon III. bei Sedan befasst. L. greift auf eine wichtige Quelle, nämlich die Presse, zurück, um diese Feiern zu beschreiben. Ebenso interessant, wenn auch nicht auf ethnisch-nationale Fragen konzentriert, ist der Aufsatz über Pfingstaussflüge von Oberschlesiern in Krakau um 1900, in dem es dem Autor gelingt, den gesamten organisatorischen Hintergrund und den Verlauf dieser Ereignisse darzustellen. Die polnische Geschichtsschreibung hat die Bedeutung dieser Reisen nach Krakau (im Zusammenhang mit anderen Pilgerfahrten in dieser Zeit, wie z. B. nach Annaberg) übertrieben. Der Beitrag zur Hundertjahrfeier der Belagerung der Festung in Koźle (Cosel) im Jahr 1807 passt sowohl chronologisch als auch thematisch nicht zu den übrigen Texten. L. befasst sich hier ausführlich und informa-

tiv mit dem kollektiven Gedächtnis der Einwohner im Jahr 1907, allerdings ausschließlich auf Grundlage der damaligen Presse. Die fehlende Berücksichtigung von Gemeindearchiven, mit deren Materialien sich der Verlauf dieses Ereignisses hätte darstellen lassen, ist unbefriedigend.

Wenig gemeinsam haben die Aufsätze, die den Leser in die Realität des 19. und 20. Jh. versetzen, mit dem Kapitel über die „Nationalisierung [unarodowienie] der Geisteswissenschaften“ unter dem Gesichtspunkt der von den polnischen Behörden in den 1930er Jahren in Oberschlesien betriebenen Geschichtspolitik. Es besteht aus zwei Texten, von denen sich der eine mit dem Schlesischen Institut (1934–1948) und der andere mit der Haltung dessen Direktors Roman Lutman sowie des Priesters Emil Szramek gegenüber den deutschen Geisteswissenschaften befasst. Zwar ist dieses Thema keineswegs unwichtig, aber es kann der irreführende Eindruck entstehen, dass nur polnische Gelehrte versucht hätten, die Geschichte Oberschlesiens auf ihre Weise zu interpretieren. Das Problem der Betrachtung der Geisteswissenschaften durch das Prisma der Nationen sollte weiter gefasst und auch die deutsche und polnische Geschichtsschreibung des frühen 20. Jh. einbezogen werden, ganz zu schweigen von der Zeit des Nationalsozialismus. Die Stärke dieses Kapitels liegt in dem Versuch, die Perspektive Oberschlesiens zu objektivieren und als Bezugspunkt abseits von polnischen oder deutschen politischen Interessen zu berücksichtigen. Der Versuch, mentalitätsgeschichtliche Aspekte einzubeziehen, ist ebenfalls positiv zu bewerten.

Da das Buch eine Anthologie darstellt, enthält es keine Forschungsthese oder übergreifende Schlussfolgerungen. Das Thema der Präsenz der deutschen Politik in Oberschlesien, in diesem Fall in den Städten, ist eine der großen Forschungslücken in der polnischen und deutschen Historiografie. Es gibt jedoch einige Fragen, die nicht mit einem mikrohistorischen Ansatz – d. h. mit der Untersuchung von Fallstudien städtischer oder anderer industrieller Zentren – behandelt werden können. Es wäre beispielsweise notwendig, das Thema aus der Sicht der Parteien zu betrachten – vor allem der katholischen Zentrums Partei, die in der Region großen Einfluss hatte. Daran mangelt es jedoch in dem Buch. Auch fehlt es an einer soliden Quellenbasis – das Thema ist so wenig erforscht, dass es nicht nur anhand deutscher Quellen wie den Protokollen des Reichstags oder des Preußischen Landtags behandelt werden sollte. Bestimmte Schlussfolgerungen lassen sich nicht ohne eine manchmal mühsame Analyse der Oppelner Regentschafts- und Gemeindeakten ziehen. Ein solches Vorgehen hätte den inhaltlichen Wert des Buches erhöht und zu einer komplementären Behandlung des Themas geführt. Das Thema der preußischen Politik ist sowohl mit dem Nationalismus als auch mit der Entstehung politischer Nationen verbunden – Letzteres wird oft übersehen, verweist aber auf den sehr interessanten Aspekt der Modernisierung der oberschlesischen Gesellschaft.

Katowice

Jakub Grudniewski

German-Balkan Entangled Histories in the Twentieth Century. Hrsg. von Mirna Zakić und Christopher A. Molnar. University of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2020. 381 S. ISBN 978-0-8229-4645-8. (\$ 35,-.)

Edited by Mirna Zakić, associate professor of German history at Ohio University, and Christopher A. Molnar, associate professor of history at the University of Michigan-Flint, this volume explores the interconnections between the historical experiences of the German and Balkan peoples. Following an informative introduction by the editors, in which the main ideas and the structure of the volume are well outlined, the book proceeds with thirteen case studies written by an international group of scholars, offering an interdisciplinary approach to the central topic of entanglement and its historical conditions, realities, and effects. The contributions are split into two major thematic parts and follow a chronological order. The first part, titled “War and Empire in the Balkans,” deals with the first part of the twentieth century and focuses on the two world wars. The second part,

titled “Aftershocks and Memories of War,” deals with different memory cultures pertaining to the legacy of the destructive first half of the century.

The chronological range of the contributions starts with the end of World War I and the interwar period as the beginning of a more active presence and engagement of Germany in the Balkans. The global change engendered by the war also triggered changes in the German attitude towards the Balkans. Reacting to the Allies’ policy of economic exclusion from the system of international markets, German officials aimed to secure new markets for the import of raw materials. This was attempted through ensuring political dependence of the Balkan states (cf. the contribution by David Hamlin) or finding trade partners in the ethnic German minorities living in the region (cf. the contribution by Bernd Robionek). Such economic policy was complemented by mythologized and romanticized national memories among German minorities, as well as by the racial ideology of the Third Reich. Even though the Balkans never became the primary objective of the increasingly aggressive economic, ideological and political agenda of Germany in the run-up to World War II, the German state managed to fill the gap left by the collapsed Habsburg and Ottoman empires, whose interests had dominated the region for centuries.

The interplay of economic and ideological agendas soon escalated further and was imposed by force onto the Balkans during World War II. In multiple contributions, the editors and authors address the destructive effects of the German presence in the Balkans during the war, highlighting the collaboration of certain members of the local population as well as, for example, ethnic German collaborators (cf. the contribution by Zakić) or collaborators from the Independent State of Croatia (cf. the contribution by Mark Biondich). With such help, German occupation forces managed to impose a system of exploitation and oppression that included persecution and genocide, policing, legalized plundering, resettlement, extraction of raw materials, the mobilization of a workforce, and the use of military units to maintain order and dominance in the region and oppose the partisan forces. Both economic and human resources were extracted and mobilized in an attempt to maintain stability and key communication lines in the region, the resources of which were supposed to contribute to the overall German war effort, at the lowest cost possible.

The contributions dealing with the period after World War II approach the effects of the war by dealing with the collective memory and coping mechanisms present among selected population groups. They focus on both voluntary and forced resettlement (cf. the contribution by Jannis Panagiotidis) and on how the resettled communities dealt with such experiences. This also includes the groups who considered themselves victims but were nevertheless part of the economic exploitation and ideological mobilization of the Third Reich. An obvious example is the Croatian emigrants in Germany from the Independent State of Croatia, and their unsuccessful attempt to label themselves as innocent victims of the socialist Yugoslav regime (cf. contribution by Molnar). Perhaps the most intriguing contributions are the memories of people who were part of the Third Reich’s resettlement program for ethnic Germans from the Balkans undertaken to achieve the national consolidation of the German people (cf. the contribution by Gaëlle Fisher). For many ethnic Germans in the region, resettlement was an ambivalent experience, associated with high hopes and expectations, but soon followed by a series of disappointments and a sense of betrayal. Resettlement caused ethnic Germans to re-evaluate their understanding of home, homeland, and belonging in postwar Europe. Resettlers were simultaneously victims, as they were treated poorly by the national-socialist regime, and accomplices in the national-socialist war and terror machinery, as they occupied a privileged position and profited from the misfortune of persecuted groups. Nevertheless, when coping with their experiences, they sometimes distanced themselves from their personal agency, considering themselves victims in their collective memories.

The major themes of the volume, such as imperialism, war, exploitation, migration, and memory, serve as the main points of multiple entanglements between Germany and the Balkans throughout the twentieth century. These entanglements and their effects are com-

plex and the authors of the contributions do not try to simplify them. As Gregor Kranjc points out in his contribution, while historians often seek political explanations for complex historical experiences, the reality is that entangled circumstances can be simply confusing and contradictory to the people experiencing them. Sometimes, the violent entanglements imposed by World War II remain unresolved and produce unrealistic narratives of how to cope with the traumatic past. The volume conveys an image of German-Balkan entanglement blurred by the troubling memories of a destructive ideology in the service of economic exploitation. Rather than being considered as simply a grim perspective, this should be understood as a valuable lesson, illustrating the importance of researching and acknowledging various forms of entanglement, because, as we learn from the volume, what was once entangled, is later difficult to untangle.

Gießen

Stefan Trajković-Filipović

Maciej Michalski, Zenon Pałat: Collegium Maius w Poznaniu. [Das Collegium Maius in Posen.] Wydawnictwo Miejskie Poznania – Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk. Poznań 2020. 224 S., zahlr. Ill., engl. Zus.fass. ISBN 978-83-7768-248-7; 978-83-7654-445-8. (PLN 13,50.)

Twierdza i miasto. [Festung und Stadt.] Hrsg. von Zbigniew Pilarczyk. (Poznańskie Zeszyty Fortyfikacyjne.) Wydawnictwo Miejskie Poznania. Poznań 2020. 167 S., zahlr. Ill., Kt. ISBN 978-83-7768-252-4. (PLN 39,–.)

Der Verlag Wydawnictwo Miejskie Poznania ist seit seiner Gründung in den frühen 1990er Jahren um eine wissenschaftlich fundierte Aufbereitung der Stadtgeschichte von Posen (Poznań) für einen möglichst breiten Leserkreis bemüht. Neben dem Buchprogramm werden mehrere Periodika herausgegeben, zudem betreibt der Verlag touristisches Veranstaltungsmanagement. Wie zwei neue Publikationen zeigen, bildet dabei insbesondere das architektonische und stadtplanerische Erbe aus der Zeit der Zugehörigkeit zum Königreich Preußen (1793–1918) eine wichtige Rolle.

Das für die Monografie zum Collegium Maius verantwortliche Autorentandem hat sich die Darstellung des zwischen 1905 und 1909 als Sitz der Königlichen Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen (AK) errichteten Gebäudes grob nach dessen Bezügen zur preußischen und polnischen Geschichte aufgeteilt. Der Architekturhistoriker Zenon Pałat hat die Kapitel zur Geschichte des Bauwerks bis 1918 sowie zu dessen Ikonografie und Ausstattung verfasst, während der an der Posener Adam-Mickiewicz-Universität (UAM) lehrende Mediävist Maciej Michalski den Zeitraum seit 1918 untersucht, in dem das Gebäude unterschiedliche Funktionen im Rahmen der Posener Universität, die erst 1955 nach Adam Mickiewicz benannt wurde, übernommen hat. So diente der Bau unter der Bezeichnung „Collegium Medicum“ zunächst u. a. als Augenklinik, nach dem Zweiten Weltkrieg dann als Sitz einer eigenständigen Medizinischen Hochschule (Akademia Medyczna). Insbesondere geht Michalski schließlich auch auf die umfangreichen Renovierungsarbeiten – einschließlich des Anbaus einer neuen Bibliothek – ein, die nach anderthalb Jahrzehnten Bauzeit erst kürzlich abgeschlossen wurden und den Anlass für diese Publikation boten. Hierdurch bedingt, weist das Werk einen eher populärwissenschaftlichen Charakter auf, indem es – nicht zuletzt aufgrund der reichhaltigen Ausstattung mit Abbildungen – auch als Festschrift bzw. aufwändig gestaltete Imagebroschüre der UAM gelesen werden kann.¹

¹ Inzwischen ist beim Wydawnictwo Miejskie Poznania zudem in ähnlicher Aufmachung ein Werk zum Gebäude der Königlichen Akademie, die inzwischen der UAM u. a. als Aula dient, erschienen: MACIEJ MICHALSKI, JAKUB SKUTECKI: Collegium Minus w Poznaniu [Das Collegium Minus in Posen], Poznań 2021.

Wie steht es um den wissenschaftlichen Wert für die Posener Stadtgeschichtsschreibung? Palat hat zur Ikonografie der um das Jahr 1900 in Posen errichteten Gebäude – mit dem Königlichen Residenzschloss von 1910 als Zentrum – bereits eine Monografie vorgelegt.² Die Inschriften, Plastiken und Wandmalereien am und im Gebäude der AK betonten, wenig überraschend, die Zugehörigkeit Posens zum Deutschen Reich, doch war es insbesondere die architektonische Wucht und Monumentalität des auf dem Terrain der zuvor abgerissenen Festungsanlage errichteten Gebäude-Ensembles, die Preußens Herrschaft verkörperten. Zur Ikonografie des Collegium Maius finden sich im Text, abgesehen natürlich von den Spezifika dieses Gebäudes, keine neuen weiterführenden Erkenntnisse. Lohnenswert auch für die Forschung ist hingegen das umfangreiche Bildmaterial (Pläne, Grundrisse, Postkarten, zahlreiche zeitgenössische und aktuelle Fotografien auch von Details), das allein schon aufgrund des größeren Buchformats deutlich über das hinausgeht, was Palat in seinem Werk von 2011 zeigen konnte.

Stärker auf ein Fachpublikum zugeschnitten ist die Publikation *Twierdza i miasto*, die das erste Heft einer wieder aufgenommenen Schriftenreihe darstellt, die zuvor in den Jahren 2002–2011 erschienen war. Es ist keineswegs überdimensioniert, dem Posener Festungswesen ein eigenes Periodikum zu widmen bzw. ein solches sogar wiederzubeleben. Galten die Schutzanlagen Posens in der Frühen Neuzeit noch als „papierne Festung“ (so der Hinweis von Zbigniew Pilarczyk in seinem Vorwort „Od redakcji“, S. 8), wurde in den 1820er bis 1860er Jahren ein lückenloses Festungspolygon erbaut, dessen östliche Flanke die Warthe bildete. Doch bereits zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung bot diese Anlage aufgrund der fortgeschrittenen Waffentechnik keinen hinreichenden Schutz mehr, und 1872 wurde der Bau eines zweiten Festungsringes von mehr als 10 Kilometern Durchmesser aus Dutzenden einzelner Bollwerke beschlossen und bis Ende der 1880er Jahre errichtet. Während der innere Festungsring – wie bereits erwähnt – zu Beginn des 20. Jh. niedergelegt wurde, um innerstädtisches Bauland (u. a. für das heutige Collegium Maius) zu gewinnen, sind die Bauwerke des äußeren Rings in unterschiedlich gutem Zustand bis heute erhalten.

Die Vielfalt an Themen, die sich anhand dieses gewaltigen architektonischen Erbes abhandeln lässt, spiegelt sich in dem vorliegenden Heft wider. Näher in den Blick genommen werden – neben einigen übersichtlich strukturierten Beiträgen zur Chronologie und städtebaulichen Bedeutung der Anlagen seit dem 19. Jh. bis heute – so unterschiedliche Aspekte wie der Pflanzenbewuchs des Festungsgeländes (Agnieszka Wielkaniec), die Funkstation im zentralen Bauwerk *Cytadela* des inneren Festungsringes (Tomasz Kanonin-czak), der Ravelin (Wallschild) des Forts III „Winiary“ oder die Warthe-Schleuse unterhalb der Dominsel, deren Aufbauten instand gesetzt und um ein Besucherzentrum für diesen ältesten Posener Bezirk erweitert worden sind (Joanna Figula-Czech). Die Beiträge sind aufwändig illustriert, u. a. mit hochwertigen Farbfotografien und Rekonstruktionszeichnungen, die durch das DIN-A-4-Format der Publikation angemessen zur Geltung kommen.

Unverständlich bleibt angesichts dieser sicherlich kostspieligen Heftgestaltung, wieso nicht auch für englisch- oder deutschsprachige Zusammenfassungen gesorgt wurde. Gerade weil die Autor:innen immer wieder die große Bedeutung der unter preußischer Herrschaft entstandenen und somit im weitesten Sinne auch der deutschen Architektur- und Technikgeschichte zuzurechnenden Bauwerke betonen, gäbe es sicherlich auch bei solchen Fachleuten, bei denen man keine Polnischkenntnisse voraussetzen kann, großes Interesse

² ZENON PALAT: Architektura a polityka. Gloryfikacja Prus i niemieckiej misji cywilizacyjnej w Poznaniu na początku XX wieku [Architektur und Politik. Die Glorifizierung Preußens und der deutschen Zivilisierungsmission in Posen zu Beginn des 20. Jahrhunderts], Poznań 2011.

an den Ergebnissen der hier vorgestellten Untersuchungen. Stattdessen wird die Rezeption von relevanter Forschung durch die Sprachbarriere erschwert.

Dieser Aspekt sticht umso mehr ins Auge, als hinter der intensiven wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Festungsanlagen immer auch ein gewisses Interesse an der preußischen Herrschaft über Posen vermutet werden darf, das über die politischen und kulturellen Repressionen im 19. und frühen 20. Jh. hinausgeht. Diesen Eindruck vermittelt insbesondere der abschließende Beitrag von Wojciech Mania über die „Tage der Festung Posen“ (Dni Twierdzy Poznań), die seit 2013 Tausende Einheimische anziehen – und dies mit steigender Tendenz: 2013 wurden 6000, 2019 bereits 16 500 Besucher:innen gezählt (S. 161, 163). Eine ähnlich positiv eingefärbte Bezugnahme scheint auch in dem Band von Michalski und Pałat durch, wenn über die im Zuge der Renovierungsarbeiten entdeckten Wandmalereien sowohl aus den 1910er als auch aus den 1920er und 1930er Jahren berichtet wird – preußische und polnische Bauherrschaft scheinen sich hier, aus heutiger Sicht, eher zu ergänzen als zu widersprechen. Posens architektonisches Erbe ist somit gerade auch aus Sicht der Bevölkerung vor Ort womöglich am ehesten dazu angetan, der von Zwang geprägten preußischen Herrschaft bis 1918 auch positive Aspekte abzugewinnen.

Marburg

Christoph Schutte

Harald Meyer: Elbeschiffe für den neuen Staat. Die Abtretungen deutscher Schleppdampfer und Kähne an die Tschechoslowakei – zur 100sten Wiederkehr des Jahrestages des „Elbe“-Schiedsspruchs von Paris vom 14. Juni 1921. Edition Temmen. Bremen 2021. 496 S., 263 Abb. ISBN 978-3-8378-4065-0. (€ 29,90.)

Das vorliegende Buch ist nicht leicht einzuordnen: Harald Meyer verspricht in seinem Titel eine juristisch-historische Untersuchung eines Problems im Zusammenhang mit der Friedensregelung der Pariser Vorortverträge von 1919 zum Ende des Ersten Weltkriegs. Das besiegte Deutsche Reich musste viele Abtretungen von Rechten und Gütern hinnehmen, von denen hier ein Problem herausgegriffen wird, das bisher kaum behandelt worden ist, nämlich die Abtretung von Schiffen in deutschem Besitz an die neuerrichtete Tschechoslowakei (ČSR). Dies wurde durch den Artikel 339 des Versailler Vertrags bestimmt, und die konkrete Ausführung war den Vereinbarungen zwischen Berlin und Prag überlassen worden, die unter Leitung eines neutralen Schiedsrichters in Gestalt des amerikanischen Rechtsanwaltes und Eisenbahnfachmanns Walker D. Hines stattfanden und am 14. Juni 1921 mit einem Schiedsspruch festgelegt wurden.

Diese knappe Darstellung wird aber dem Inhalt des Werkes kaum gerecht. Die Behandlung der diplomatisch-juristischen Problematik bleibt zwar das Hauptthema, wird aber durch zum Teil ausführliche Erörterungen – auch in den Anmerkungen – ergänzt, die die technischen und transportlogistischen Probleme der Elbschifffahrt behandeln, darunter die Art der Fracht fahrenden Elbeschiffe (motorlose Kähne sowie einige wenige Motorschiffe), sowie die Handelsbedingungen, weil der Binnenstaat ČSR über den Hamburger Hafen Anschluss an den Weltmarkt suchte.

Zum zweiten Hauptthema wird dadurch die nationalpolitische Bedeutung eines vordergründig ökonomischen Problems. Die Regierung in Prag nutzte nämlich die Gelegenheit, um aus der bisher privatwirtschaftlich organisierten deutschen und deutschböhmischen Flussschifffahrt auf der Elbe auf tschechoslowakischer Seite eine staatliche Behörde zu machen, und sie konnte sich auf die stillschweigende Unterstützung ihrer Forderungen durch den „neutralen“ Schiedsrichter verlassen. Zur Abtretung des Schiffsraums wurden nämlich nicht nur Schiffe aus „reichsdeutschem“ Besitz herangezogen, sondern zu einem nicht geringen Teil auch Schiffe und Kähne aus dem Besitz der deutschböhmischen Firma Schicht in Aussig. Als Hebel für die Umdeutung der Vertragsbestimmungen diente die Tatsache, dass deren Schiffe sämtlich in deutschen Häfen registriert waren (S. 171, 177) – was in der Zeit der Habsburgermonarchie keine Besonderheit darstellte. Neben der Abgrenzung der ČSR gegenüber der deutschen Regierung, die sich in dieser Frage strikt zu-

rückhielt und – wegen der Anrechnung dieser Schiffe auf das deutsche Ablieferungs-Obligo – davon sogar profitierte, sollte die Bedeutung der führenden deutschböhmischen Reederei in nationalpolitischer Absicht durch die Enteignung von erheblichen Teilen ihrer Schiffparks gemindert werden.

Der Vf. kann dem Leser die verschiedenen Ebenen eines vordergründig juristischen Problems nahe bringen, wobei die Spannweite der Ausführungen von verkehrspolitischen und technischen Grundfragen der Schifffahrt jener Zeit bis hin zu menschlichen Aspekten des Zusammenlebens und -arbeitens von Schiffern deutscher und tschechischer Sprache im Alltag reicht. Von einem Seitenthema her werden so auch die Verkehrsverbindungen und die Handelsströme jener Zeit erörtert, die in Darstellungen der Geschichte Ostmitteleuropas oftmals zu kurz kommen. Auf der Elbe wurden damals Massengüter (u. a. Braunkohle, Dünger, Erze und Erden, Schnittholz, Getreide, Zucker) und Stückgüter transportiert, immer abhängig von natürlichen Faktoren wie Hochwasser, Niedrigwasser oder Eisgang. Die Elbe war nach tschechischem Verständnis die Verbindung des Binnenstaats mit dem Weltmarkt, und dazu dienten auch die Rechte der Tschechoslowakei auf Teile des Hamburger Hafens. Diese haben sich im Prinzip bis heute erhalten, besitzen aber keine wirtschaftliche Bedeutung mehr, da der Frachtverkehr inzwischen weitgehend über Straße und Schiene abgewickelt wird.

M. erläutert auch viele technische Probleme, die dem heutigen Leser kaum vertraut sein dürften. Neben den „Seitenradschleppdampfern“, die wegen der geringen Wassertiefe der Elbe die motorlosen Frachtkähne „zu Berg“ zogen, zählen dazu auch die „Kettenschleppdampfer“, die ihre Last an auf dem Flussgrund verlegten Ketten gegen die teilweise starke Strömung ziehen mussten. Das reiche Bildmaterial des Bandes lässt ihn zu einem Katalog der Schiffe und Kähne auf der Elbe werden, die längst vergessen sind, deren Motoren mit fossilen Brennstoffen betrieben wurden und deren Qualm einen hohen Ausstoß an Schadstoffen produzierten, was damals noch keine Diskussion über eine Umweltverschmutzung auslöste.

Auch das Problem des deutsch-tschechischen Verhältnisses spielt in die Untersuchung hinein, denn während die Politik Prags auf eine Abgrenzung vom deutschsprachigen Element im eigenen Land hin ausgerichtet war, die es z. B. keinem einzigen der übernommenen Schiffe gönnte, unter der deutschen Variante des jeweiligen Ortsnamens registriert zu werden, war das Verhältnis der auf diesen Schiffen tätigen Menschen beider Sprachen untereinander vertrauensvoll, kameradschaftlich und meist problemlos.

Der Vf. ist von seiner Ausbildung her kein Historiker, sondern Ökonom, aber sein Alterswerk zeugt von einer langen und gründlichen Beschäftigung mit umfangreichem und kaum ausgewertetem Archivmaterial und einer spärlichen Literatur zu diesem Thema auf wissenschaftlichem Niveau in beiden Sprachen. Es wird dort, wo M. das Ende der alten Schiffe nach dem Zweiten Weltkrieg behandelt, geradezu zu einem Memorialbuch.

Köln

Manfred Alexander

Nicht nur Bauhaus – Netzwerke der Moderne in (Ost-)Mitteleuropa. / Not Just Bauhaus. Networks of Modernity in Central Europe. Hrsg. von Beate Störtkuhl und Rafał Mąkała. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 77.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2020. 400 S., Ill. ISBN 978-3-11-065876-7. (€ 59,95.)

Das Jubiläum „100 Jahre Bauhaus“ wurde von einem umfassenden Veranstaltungsangebot begleitet, das sich der 14-jährigen Tätigkeit dieser das 20. Jh. prägenden Schule facettenreich widmete. Zugleich konnte man sich nicht des Eindrucks erwehren, dass der „Mythos Bauhaus“ erneut Gehör fand, und stellenweise wurde gar (wieder) über einem

„Bauhausstil“ sinniert.¹ Letzterem und einer alleinigen deutschen Perspektive stell(t)en sich zunehmend Positionen des kritischen Hinterfragens entgegen;² so auch im Januar 2019 im Rahmen einer Fachtagung im Schlesischen Museum Görlitz und im Architekturmuseum in Breslau (Muzeum Architektury we Wrocławiu) – einer Kooperation zwischen dem Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik der Technischen Universität Berlin und dem Oldenburger Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Die Tagung und die hierzu entstandene Publikation untersuchen die Stellung der neuen Staaten in (Ost-)Mitteleuropa in der ersten Hälfte des 20. Jh. innerhalb der Reformbewegung der Kunsthochschulen – mit Fokus auf die Architektur.

Das eingangs umrissene Desiderat exemplifizieren die Hrsg. Beate Störckuhl und Rafał Makala trefflich anhand von Brünn (Brno): Mies van der Rohes Villa fehle selten in einer Publikation zur Moderne, dass Architekt:innen wie „Bohuslav Fuchs, Jiří Kroha oder Josef Podlašek mit öffentlichen Gebäuden, Wohnquartieren und Geschäftsbauten die prosperierende mährische Hauptstadt zum ‚Neuen Brünn‘ machten, wird hingegen jenseits der tschechischen Historiografie kaum thematisiert“ (S. 10). Störckuhl und Makala sehen das etwa in dem Umstand begründet, dass Überblickswerke zur Kunst und Architektur in der Zwischenkriegszeit in den neuen Staaten Ostmitteleuropas, wie Andrzej Szczerski *Modernizacje* (Modernisierungen), „aufgrund der Sprachbarriere von der ‚westlichen‘ Forschung kaum wahrgenommen“ (S. 10) würden.

Dieser Herausforderung begegnet der Band allein schon dadurch, dass die Autor:innen selbst transnationale Sichtweisen abdecken und die Texte in Deutsch oder Englisch verfasst sind. Zudem werden zahlreich in den Texten angeführte Publikationen in den jeweiligen Sprachen der Beiträge übertragen, und im Register werden für Personen- und Ortsnamen verschiedensprachige Schreibweisen berücksichtigt. An dieser Stelle hätte noch eine Gesamtbibliografie ergänzt werden können, um Wissenschaftler:innen den Einstieg in das Thema zusätzlich zu erleichtern.

Der Band gliedert die Beiträge in die vier Sektionen „Schulische Verflechtungen“, „Transnationale Netzwerke“, „Neue Staaten – Neues Bauen“ und „Die longue durée der Moderne“. Darin spiegelt sich das wissenschaftliche Hauptargument der Publikation wider, der zufolge sich auch Architekt:innen selten an nationale Grenzen hielten. Vielmehr rufen die Beiträge in Erinnerung, dass gerade das 20. Jh. durch seine zwei Weltkriege nationale Identitäten in Europa im großen Maßstab neu definierte. Hiervon waren insbesondere die neuen Staaten betroffen, die sich nach dem 1. Weltkrieg im Mittel- und Osteuropa bildeten und die gerade im Neuen Bauen ein Experimentierfeld sahen, um kulturpolitisch – in Abgrenzung an das Vorherige – ein Zeichen in den zum Teil rasch wachsenden neuen Metropolen zu setzen. Darauf verweist etwa der Beitrag von Giedrė Jankevičiūtė, die seit einigen Jahren mit Kolleg:innen die Architekturmoderne der Zwischenkriegszeit der neuen, aufstrebenden baltischen Staaten aufarbeitet. Dieser Auftrieb eines „moderate

¹ Auf der Website von „Bauhaus entdecken“, betrieben von der IMG – Investitions- und Marketinggesellschaft Sachsen-Anhalt mbH, findet sich unter der Rubrik „Die Story“ etwa ein Abschnitt zum Zeitraum 1930–1940 samt einer Abbildung eines nicht näher beschriebenen Projekts in Tel Aviv, lediglich untertitelt mit „Bauhausstil an der HaYakon Street in Tel Aviv, Israel“, <https://www.bauhaus-entdecken.de/die-story/> (19.12.2021).

² Vgl. etwa WINFRIED NERDINGER: Das Bauhaus zwischen Mythisierung und Kritik, in: ULRICH CONRADS, MAGDALENA DROSTE u. a. (Hrsg.): Die Bauhaus-Debatte 1953. Dokumente einer verdrängten Kontroverse, Braunschweig – Wiesbaden 1994, S. 7–19; MARION VON OSTEN, GRANT WATSON (Hrsg.): bauhaus imaginista – A School in the World, London 2019, sowie <http://www.bauhaus-imaginista.org/> (06.01.2022); PHILIPP OSWALT: Marke Bauhaus 1919–2019. Der Sieg der ikonischen Form über den Gebrauch, Zürich 2019, S. 50–55.

modernism“ (S. 240) wurde international³ wahrgenommen und führte zu Austausch auf unterschiedlichen Ebenen. So planten jüdische Architekt:innen aus Deutschland wie Heinrich Fischer und Baruch Kling in Litauen; litauische Architekt:innen wie Vytautas Landsbergis-Žemkalnis und Vladas Švipas studierten wiederum auswärts in Rom, Weimar oder Dessau. Auf diese Weise brachten sie aktiv ihre Eindrücke vor Ort in Litauen in die Szene ein. Da Švipas' Abschluss am Bauhaus, an dem erst 1928 eine Architekturklasse eingerichtet wurde, in Litauen nicht anerkannt wurde, absolvierte er zusätzlich ein Studium an der Technischen Hochschule (TH) in Oldenburg. Švipas teilte dieses Schicksal mit anderen Kolleg:innen, wie Mart Kalm für Estland zeigt. Zugleich macht Kalm darauf aufmerksam, wie in der jungen Republik, die 1918 „had [...] been freed from Russian rule“, die Macht – und damit teils auch der Einfluss auf die Gestaltung der lokalen Architektur – anschließend (wieder) auf die privilegierte „local Baltic German elite“ (S. 261) überging.⁴

Deutsch-baltische Architekturstudierende wie Herbert Johanson, Eugen Habermann oder Erich Jacoby hatten schon vor dem 1. Weltkrieg an den THs in Darmstadt, Dresden und Hannover studiert. Hier schließt Alexandra Panzert an, wenn sie in ihrer vergleichenden Untersuchung von sechs Kunsthochschulen in der Weimarer Republik zu dem Fazit kommt, dass „das Bauhaus in der Szene der künstlerisch-gestalterischen Ausbildungsstätten keine hervorgehobene Stellung innehatte oder gar explizit als Vorbild galt“ (S. 84). Die Schulen standen gerade in der Phase der Reformbewegung untereinander aktiv im Austausch über Ideen, Curricula, Methodiken und Personal; dies reichte bis hin zur russischen Avantgarde an den WChUTEMAS (Höheren Künstlerisch-Technischen Werkstätten). Eine weitere Rolle im Austausch von Ideen über nationale Grenzen hinweg spielten die Fachmedien, wie Ágnes Anna Sebestyén anhand des in der Zwischenkriegszeit führenden, mehrsprachigen Architekturmagazins *tér és forma* (Raum und Zeit) in Ungarn analysiert. Hier waren es, wie zugleich auch Martin Kohlrausch in seinem Beitrag zeigt, der Herausgeber Virgil Bierbauer und seine Netzwerke im Rahmen des CIAM-Ost – Bierbauer nahm am ersten Treffen dieser neu gegründeten Untergruppe des Congrès Internationaux d'Architecture Moderne in Budapest 1938 teil – sowie seine Kontakte zu Alberto Sartori, Walter Gropius, Farkas Molnár und Heinrich Lauterbach, die allesamt zu Multiplikatoren wurden.

Mit Störckuhl und Makala, deren Forschungsprojekt „Bauhaus an der Ostsee?“ den Ausgangspunkt dieser Tagung bildete, geben zwei ausgewiesene Expert:innen den Band heraus. So legte Störckuhl mit ihrer Habilitationsschrift *Moderne Architektur in Schlesien von 1900 bis 1939. Baukultur und Politik* 2013 ein umfassendes Werk zur deutsch-polnischen Architekturforschung vor, und Rafał Makala trug mit Arbeiten wie seiner 2011 veröffentlichten Dissertation *Między prowincją a metropolią. Architektura Szczecina 1891–1918* (Zwischen Provinz und Metropole. Stettiner Architektur 1891–1918) zur Erforschung der Architekturgeschichte des 19. bzw. frühen 20. Jh. bei.

Im vorliegenden Tagungsband versammeln die Hrsg. erstmals ein breiteres Spektrum an Positionen, die auf die nach 1918 neu bzw. wieder entstandenen Länder wie Polen, Estland, Litauen und Ungarn fokussieren. Zugleich konstatieren sie selbst, dass ihre For-

³ 1938 wurde etwa ein internationaler Wettbewerb für ein Staatspalais in Kaunas ausgeschrieben; u. a. war Gunnar Erik Asplund Jurymitglied. Der Wettbewerbsbeitrag des österreichischen, in Berlin lebenden Architekten Roland Rainer – gemeinsam mit seiner Frau Ilse – wurde dabei durch einen Ankauf von dessen Plänen gewürdigt. Vgl. GIEDRĖ JANKEVIČIŪTĖ, VAIDAS PETRULIS: An Unrealised Symbol of Statehood: The Hall of State Complex, in: VILMA AKMENYTĖ-RUZGIENĖ, MARIJA DRĖMAITĖ (Hrsg.): *Architecture of Optimism: The Kaunas Phenomenon, 1918–1940*, Vilnius 2018, S. 150–159, hier S. 154.

⁴ Letzteres wussten die Nationalsozialist:innen im Zuge ihrer Okkupation ab 1941 zu instrumentalisieren.

schung noch Lücken aufweise und Untersuchungen zum Architekturgeschehen etwa im südöstlichen Europa – zu Rumänien, Bulgarien oder Jugoslawien – wünschenswert seien. Zudem ließe sich in weiterer Folge eine transdisziplinäre Analyse ausbauen, da auch hier die Grenzen fließend waren.

Die Hrsg. und Beiträger:innen zeigen in dieser Publikation auf überzeugende Weise, wie wertvoll transnationale Perspektiven für die Architekturforschung sind. Sie richten ihre Aufmerksamkeit auf den bislang noch spärlich untersuchten Umstand, dass die moderne Bewegung in Europa zugleich eingebunden war in eine erhebliche politische Transformation zu Beginn des 20. Jh., die im Besonderen Ostmitteleuropa betraf. Letzteres ist zugleich ein essenzielles Detail, um die anschließende Periode durch den Nationalsozialismus und sein kolonialistisches Interesse am sogenannten „besetzten Osten“ zukünftig noch besser zu erforschen.

Dass also ihr initiiertes Forschungsprojekt erst der Beginn einer Entwicklung ist, den wissenschaftlichen Diskurs mit weiteren Facetten der Moderne anhand des Blickes auf Ostmitteleuropa – und darüber hinaus – zu erweitern, ist zu wünschen. Womöglich erübrigt sich dann auch in näherer Zukunft der Hinweis auf das Bauhaus im Publikationstitel.

Wien – Graz

Waltraud P. Indrist

Katarzyna Woniak: Zwangswelten. Alltags- und Emotionsgeschichte polnischer „Zivilarbeiter“ in Berlin 1939-1945. (Fokus. Neue Studien zur Geschichte Polens und Osteuropas, Bd. 2.) Verlag Ferdinand Schöningh. Leiden u. a. 2020. 424 S. ISBN 978-3-506-70310-1. (€ 68,-)

Katarzyna Woniaks am Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften entstandene Studie hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. W. versucht, die Geschichte der Zwangsarbeit jenseits von lokal- und sozialgeschichtlichen Zugriffen zu erzählen. Sie verspricht eine Alltags- und Emotionsgeschichte und breitet ein vielfältiges Panorama der Zwangsarbeit von Polinnen und Polen in Berlin von 1939 bis 1945 aus. Dabei verwendet sie durchaus neue Blickwinkel. Insbesondere beschreibt W. die Zwangswelten der Zwangsarbeiter:innen sehr dicht als eine Belastung durch schwierige Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie die ständige Bedrohung durch deutsche Gewalt oder Bombardierungen. Viel Platz widmet sie Sorgen wie Heimweh und Einsamkeit, aber auch zwischenmenschlichen Beziehungen.

Bei aller Kenntnis der Quellen stellt jedoch deren Auswahl eine Einschränkung für die Aussagekraft des Buches dar. W. nutzt ausschließlich zeitgenössische Dokumente, vorwiegend Justizakten und einige wenige Ego-Dokumente. Sie ist sich der Problematik dieser Auswahl durchaus bewusst und betont mehrfach, dass z. B. Verhörprotokolle und deutsche Einschätzungen über verhaftete Zwangsarbeiter:innen nicht bedenkenlos belastbar seien. Mit genau dieser Begründung lehnt W. jedoch die Nutzung von lebensgeschichtlichen Interviews und Berichten ab – diese würden nicht das Erlebte wiedergeben, sondern seien von Erfahrungen überprägt (S. 16). Einen Vorteil der NS-Überlieferung sieht sie darin, dass Sozialisation, materielle Lebensverhältnisse oder die Haltung der Zwangsarbeiter:innen zur Geltung kämen. Gerade solche Informationen liefern jedoch auch lebensgeschichtliche Zugänge der *oral history*. Genannt sei hier etwa die umfangreiche Interviewsammlung „Zwangsarbeit 1939–1945“ der FU Berlin (<https://www.zwangsarbeit-archiv.de/>), die W. nicht in ihre Studie einbezieht.

In sieben thematischen Kapiteln folgt W. den klassischen Mustern der Geschichtsschreibung zur Zwangsarbeit. Das Buch handelt sich an Themen wie Transport, Arbeit, Unterbringung, Versorgung, Alltag, Gefährdungen oder Kontakten in die Heimat und zu anderen Zwangsarbeiter:innen entlang. Das achte Kapitel zur Rückkehr der Zwangsarbeiter:innen umfasst erstaunlicherweise nur dreieinhalb Seiten. Verdienstvoll ist W.s Hinweis

darauf, dass bereits die Erfahrungen im besetzten Polen die Zwangsarbeiter:innen entscheidend prägten.

Die Kapitelüberschriften sind jeweils Zitate aus den wenigen zeitgenössischen Ego-Dokumenten und betonen eine emotionale Dimension. „Für mich scheint keine Sonne mehr“, ist etwa der Abschnitt zu den Rahmenbedingungen der Zwangsarbeit überschrieben. Angereichert werden die Kapitel zumeist mit Alltags- statt Emotionsgeschichte. Wie sich beide Zugriffe zueinander verhalten, bleibt in der Schwebe. Zum Gemütszustand von polnischen Zwangsarbeiter:innen trifft W. Annahmen, die durch Justizakten kaum gedeckt sein dürften: Einer amtsdeutschen Todesermittlung entnimmt sie, dass ein Pole aus Heimweh und weil ihn Erinnerungen an frühere Weihnachten quälten, Selbstmord beging (S. 189 f.). Bei einem während der Zwangsarbeit psychisch Erkrankten diagnostiziert sie, dass seine Erkrankung mit Entwurzelung, Sehnsucht und Angst vor der Zukunft zusammenhängen könnte (S. 161).

Verwirrend wird es immer dann, wenn ein und derselbe Dokumentenfundus zwei unterschiedlichen Auslegungen dient. Unter der Überschrift „Euthanasie“ führt W. den Polen Józef G. an, der verhaltensauffällig gewesen und deshalb eingewiesen worden sei – W. spekuliert, dass seine Erkrankung auf die schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen zurückgeführt werden könnte (S. 160). Unter der Überschrift „Sprache als Strategie“ heißt es hingegen, G. sei in eine Heilanstalt überwiesen worden, weil er in einem Verhör vorgab, kein Deutsch zu verstehen.

Helena G. taucht dreimal im Text auf. Im Kapitel „Sprache als Option“ gibt sie sich als Volksdeutsche aus, die wegen dieser Täuschung verhaftet wird (S. 262 f.). Unter „Loyalitäten“ wird sie wegen eines Gesuchs um Urlaub angezeigt und kommt in ein Arbeitserziehungslager (S. 274). Im Abschnitt „Freundschaften“ wiederum nimmt die Geschichte ein besseres Ende: Helena G. kommt auf Empfehlung einer Freundin als Haushaltshilfe nach Berlin, ist mit der Arbeit sehr zufrieden und kann ihre Freundin häufig besuchen (S. 300 f.).

Dies sind leider nicht die einzigen Stellen im Buch, wo dieselben (Täter-)Dokumente – manchmal fast wortgleich – in unterschiedlichen Zusammenhängen und für abweichende Deutungen genutzt werden. Es ist durchaus plausibel, dass die Dokumente in sich widersprüchlich sind oder für verschiedene Lebensbereiche der Zwangsarbeiter:innen aussagekräftig sind. Jedoch macht W. weder die mehrfache Nutzung im Text kenntlich, noch versucht sie sich an biografischen Linien und Brüchen oder gar an Erklärungsversuchen für (scheinbare) Gegensätzlichkeiten. Deshalb ergibt sich der Eindruck eines willkürlichen Mosaiks von Deutungsversuchen.

Auch Zeit und Raum bleiben in W.s Studie diffus. Beispielsweise differenziert sie nicht zwischen den Jahren 1941, 1943 oder der Zeit nach dem Warschauer Aufstand, obwohl Dauer und Radikalisierung des Krieges auch für die Zwangsarbeit von großer Bedeutung waren. Sie schreibt über Berlin, doch die Stadt und ihre Milieus spielen eine untergeordnete Rolle. Wenn es etwa um Kontakte zwischen Zwangsarbeiter:innen und Deutschen geht, referiert W. zu katholischen Milieus im ländlichen Raum (S. 248). Es wird nicht hinreichend deutlich, inwiefern Zwangsarbeit in Berlin Besonderheiten aufwies oder nicht: Was zeichnete die Arbeitsbedingungen oder Unterbringung in Berlin aus? War die Kontrolle von Zwangsarbeiter:innen in Berlin dichter oder konnte man in der Metropole abtauchen? Fielen in Berlin vergleichsweise mehr oder weniger Zwangsarbeiter:innen der Justiz in die Hände? Darauf und auf vieles mehr gibt das Buch keine Antworten. Auch Fragen danach, inwiefern Geschlecht, Alter, Bildung, Herkunft vom Land oder aus der Stadt, aus dem Generalgouvernement oder den eingegliederten Gebieten Polens die Zwangswelten beeinflussten, werden höchstens angedeutet, aber nicht überzeugend beantwortet.

Im Fazit kommt W. zu sechs Schlüssen: Die Besatzungserfahrung habe die Zwangsarbeiter:innen geprägt, Zwangsarbeiter:innen hätten Handlungsspielräume besessen, sie hätten (Überlebens-)Strategien entwickelt, sie seien eine heterogene Gruppe gewesen, ihre Lebenswelten seien Zwangswelten gewesen und ihre emotionale Perzeption und damit ihre

Entscheidungen und Handlungen seien von den umgebenden Ordnungen geprägt gewesen. All dies ist zweifellos richtig. Aber ist es wirklich neu bzw. ändern W.s Ergebnisse das bisherige Bild von Zwangsarbeit?

So bleibt vor allem die Fleißarbeit von W. hervorzuheben, die unzählige Akten erschlossen hat. Doch am Ende stehen kaum wegweisende und neue Erkenntnisse, sondern nur eine weitere, immerhin dichte Quellenstudie. Deren Zuschnitt wird hoffentlich weitere Forschungen inspirieren.

Weimar

Daniel Logemann

Ostpreußens Kriegsbeute. Der Regierungsbezirk Zichenau 1939–1945. Hrsg. von Christhardt Henschel. (Einzerveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 42.) 416 S., 22 Ill., Kt. ISBN 978-3-944870-75-5. (€ 58,-)

At the end of October 1939, the German Reich annexed, at the expense of Poland, the northern part of Mazovia around the small town of Ciechanów. It was incorporated as the governmental district (Regierungsbezirk) Zichenau in the Province of East Prussia (Provinz Ostpreußen). The administrative region was also referred to as South East Prussia (Südostpreußen), and covered an area of 12,000 square kilometers with a population of approximately 895,000, including 800,000 Poles, 80,000 Jews, and 15,000 Germans. During the war, Zichenau became something of a racial testing ground for the *Gauleiter* of the National Socialist Party (NSDAP) in Ostpreußen, Erich Koch, who was eager to fulfill his colonial ambitions in Eastern Europe. From settlement policy in the countryside to rebuilding cities, he planned the complete reconstruction (Neuaufbau) of the incorporated territories according to National Socialist guidelines.

Thirteen articles of the present volume, published under the auspices of the German Historical Institute (DHI) in Warsaw, examine in detail particular aspects of the German occupation of the northern part of Mazovia, which up to now have been relatively rare topics of historical research. There is still no complete and solid academic monograph or synthesis of the Zichenau district.¹ This publication, consisting of texts by Polish and German scholars and one French author from various research institutions, has been edited by the hand of Christhardt Henschel from the DHI, who is working there on the history of Poland in the nineteenth and twentieth century. The book is a result of a conference organized in Warsaw from 17 to 19 May 2017 by the Max Weber Stiftung and the DHI in cooperation with the Polish Center for Holocaust Research of the Institute of Philosophy and Sociology of the Polish Academy of Science. The aim of the workshop was to bring to-

¹ See, e.g., ZBIGNIEW PTASIEWICZ: *Regierungsbezirk Zichenau / Rejencja Ciechanowska 1939–1945*, Ciechanów 2012; RYSZARD WALCZAK: *Rejencja ciechanowska pod zarządem Ericha Kocho—zarys problematyki* [Governmental District Ciechanów under the Auspices of Erich Koch—Outline of Issues], in: *Studia Mazowieckie* (1992), 1, pp. 131–146; ALEKSANDER KOCISZEWSKI: *Rejencja Ciechanowska (Regierungsbezirk Zichenau) 1939–1945: Budowa niemieckiego “Lebensraumu” na Mazowszu Północnym* [Governmental District Ciechanów 1939–1945: Building German “Lebensraum” in Northern Masovia], in: *Zapiski Ciechanowskie* 9 (1995), pp. 161–194; MARCIN PRZEGIĘTKA: *Akcja Gestapo przeciwko polskiej inteligencji w rejencji ciechanowskiej: Aresztowani i deportowani do obozów koncentracyjnych w III Rzeszy w kwietniu 1940 roku* [Gestapo Operation against the Polish Intelligentsia in the Governmental District Ciechanow: Persons Arrested and Deported to Concentration Camps in the Third Reich in April 1940], Warszawa 2020; ANDREAS SCHULZ: *Regierungsbezirk Zichenau*, in: WOLF GRUNER, JÖRG OSTERLOH (eds.): *Das “Großdeutsche Reich” und die Juden. Nationalsozialistische Verfolgung in den “angegliederten” Gebieten*, Frankfurt am Main 2010, pp. 261–280.

gether the scattered knowledge of the German occupation in the governmental district Zichenau to obtain a more general picture, and to open up perspectives for further research.²

The range of problems analyzed in this book is vast and complex, in some cases outlined with an interdisciplinary approach. The texts are divided into introduction and three chapters. In the introduction, there are general remarks regarding German occupation in the northern part of Mazovia made by Henschel. The first chapter, titled "Institutions," considers problems faced by the governmental district Zichenau due to Koch's policies (Ralf Meindl), ethnic-German "self-protection" units in the area (Selbstschutz Südostpreußen, Marcin Przeglętki), the annexation justice system (Maximilian Becker), the activity of the court martial of the Gestapo (Standgericht)—a characterization of archival sources (Janusz Piwowar), and the issue of "rebuilding" the farming community in the governmental district of Zichenau (Christian Rohrer). The second one ("Occupational Everyday Life and Society") deals with the German-language press (Elżbieta Szubska-Bieroń), local Christian churches under German rule (Leszek Zygmier) and perspectives of everyday life in the region (Henschel). The last chapter ("Ethnicization, Violence and Genocide") examines ethnic policies towards Masuria during the war (Andreas Kossert), plans to rebuild Ciechanów (Paweł Kosiński), three court proceedings against homosexuality and sexual violence according to paragraphs 175 and 175a of the *Reichsstrafgesetzbuch* (Frédéric Stroh), and finally the extermination of Jews in the governmental district Zichenau (Janusz Szczepański) are described. The collection also includes an appendix consisting of a bibliography, source and abbreviation lists, picture index, list of authors and person index.

As can be seen, the volume offers in-depth information and analysis of the character of the occupational regime, its structure and main agents. The authors often compare this regime with that of other occupied Polish territories. Furthermore, the everyday experiences of different sections of the population, their reactions and their survival strategies are emphasized. These reflections, based mainly on the memoirs of some of the district's inhabitants, are perhaps the most interesting part of the collection, as problems of *Alltagsgeschichte* are very rarely considered in the literature on the governmental district Zichenau. Much attention is paid to the experiences of Poles and existing institutions (such as the Church) with various forms of discrimination, violence and repression in line with the Nazi Germanization policy. Within this framework, the persecution of Jews and its conclusion in genocide are examined. In addition, forms of forced migration affected nearly all other ethnic groups, including the *Volksdeutsche*, in particular from the Baltic region. The members of this group were settled in the region and treated like chess pawns by the German administration, which is also depicted in the book. Moreover, imaginations of space and region, architectural plans for rebuilding Zichenau, and propaganda by the German authorities, visible for instance in the press, played a vital role. The texts prove that the occupiers considered the region to be a legal part of the Third Reich, but in reality they treated it as a colonial possession in which the "racially alien" (*Fremdvölkische*) were to be suppressed, enslaved and deprived of their fundamental rights.³

The contributions undoubtedly enrich the existing research on the governmental district Zichenau and are of great scholarly value. They build the most complete and multi-faceted portrayal of the region in the scientific literature to date and constitute an overture for a thorough academic monograph about the district. Furthermore, the reflections are based on abundant source materials, including subject literature and archives mainly from Polish

² See the announcement by CHRISTHARDT HENSCHEL: Ostpreußen in Polen? Der Regierungsbezirk Zichenau unter deutscher Besatzung 1939–1945, <https://www.hsozkult.de/event/id/event-82077?language=en> (2021-12-29).

³ Ibid.

and German institutions. Therefore, anyone who is interested in the history of the German occupation of Poland should clearly reach for this indispensable volume.

Szczecin

Wojciech Wichert

Eliyana R. Adler: *Survival on the Margins*. Polish Jewish Refugees in the Wartime Soviet Union. Harvard University Press. Cambridge, MA – London 2020. X, 433 S. ISBN 978-0-674-98802-6. (€ 45,-.)

Eliyana Adler untersucht in ihrer von Antony Polonsky betreuten Dissertation eine bislang wenig erforschte Migrationsgeschichte aus den Jahren des Zweiten Weltkriegs. Es geht um jüdische Flüchtlinge aus Polen, die sich seit Kriegsbeginn Richtung Osten begeben hatten, um dort Schutz und Zuflucht zu suchen. Nach der Teilung der Zweiten Polnischen Republik fanden sie sich in der Sowjetunion wieder, wo sie die Kriegsjahre verbrachten; 1939/40 waren etliche zunächst auch in Litauen geblieben, bis zu dessen Einverleibung durch die Sowjetunion. 1940/41 wurden sie großteils in Arbeitslager verschickt. Den meisten von ihnen ermöglichte der von großen Entbehrungen gekennzeichnete Aufenthalt, die nationalsozialistische Vernichtungspolitik zu überstehen. Bis heute mangelt es an einem Begriff für diese Gruppe von Flüchtlingen: Wenn sie nicht als „Überlebende“ des Holocaust zu bezeichnen sind (S. 4 f., 14), wie dann?

Der Quellenzugang wird in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion bis heute erschwert; eine Ausnahme bilden nur Kasachstan und die Ukraine. Aus dieser Not heraus bezieht sich die Vf. in erster Linie auf mündlich überlieferte Berichte der Betroffenen und auf ihre schriftlich abgelegten Erinnerungen. Grundlage sind außer den Materialien im Archiv von Yad Vashem in Jerusalem die dort zugänglichen Kopien aus Beständen anderer Archive.

Nach der Einleitung ist die Studie in fünf Kapitel gegliedert. Noch ehe sie sich auf den Weg machten, standen die jüdischen Flüchtlinge vor einer oftmals schwierigen Wahl, womit sich das erste Kapitel befasst. Die Vf. geht davon aus, dass sich 150 000–300 000 polnische Jüdinnen und Juden aus den deutsch besetzten in die von der Sowjetunion annektierten Gebiete begaben und etwa 1600 von ihnen bis Juni 1941 wieder zurückkehrten (S. 28). Die Flüchtlinge waren vor allem jüngere Männer, und sie gehörten kaum der orthodoxen Glaubensrichtung an.

Wer sich für die sowjetische Seite entschieden hatte, sollte bald erkennen, dass ihn oder sie dort gewissermaßen statt der Pest die Cholera erwartete. Wie die Vf. in Kap. 3 deutlich macht, waren die befürchteten Deportationen „nach Sibirien“ 1940/41 für die meisten jüdischen Flüchtlinge eine glückliche Fügung, da sie dadurch deutschen Mordkommandos entzogen waren. „Sibirien“ bedeutete für die Deportierten aber häufig keinen geografisch fest umrissenen Ort, viele wurden auch im europäischen Nordrussland, im Ural oder im Fernen Osten der Sowjetunion gefangen gehalten. Von Mitte 1941 an konnten sie dank einem Übereinkommen zwischen dem Stalin-Regime und der polnischen Exilregierung die Lager verlassen. Sie begaben sich dann, wie A. in Kap. 4 ausführt, auf eine mühevolle Reise in die mittelasiatischen Sowjetrepubliken. Die damit verbundenen Hoffnungen erfüllten sich nicht sofort, doch ermöglichte der Aufenthalt in Zentralasien einigen die Ausreise nach Iran und ins Mandatsgebiet Palästina, unter den Übrigen genossen viele nun eine bessere Versorgung mit Hilfslieferungen aus dem westlichen Ausland.

Im fünften Kapitel geht A. auf die Endphase des Aufenthalts in der Sowjetunion ein. Sie war geprägt von den furchtbaren Nachrichten, welche die Flüchtlinge über das Zerstörungswerk in den deutsch besetzten Gebieten erreichten. Wieder wurden sie, nachdem sie per „Repatriierung“ in das nach Westen verschobene Polen zurückgekehrt waren, vor eine Wahl gestellt: entweder in Polen zu bleiben oder sich auf die Suche nach einer gastlicheren Heimat zu begeben. Die allermeisten zogen weiter und hielten sich mehrere Jahre in den Lagern für Displaced Persons in der US-amerikanischen Besatzungszone Deutschlands auf, ehe sie nach Amerika, Palästina oder andere Länder auswandern durften.

Ist in der Studie auch vieles gelungen, so ergeben sich doch einige Kritikpunkte. Allzu wenig beachtet hat A. die Problematiken der von ihr ausgewerteten Memoiren und der später (im Zuge einer Veröffentlichung) von den Zeitzeug:innen überarbeiteten Tagebücher (S. 45 f., 48). Denn diese standen doch stets unter dem Einfluss von Informationen, die sie erst später erhalten und/oder sich von anderer Stelle verschafft hatten. Das Ortsregister erweist sich als sehr lückenhaft. Mit „Müsterberg“ (S. 246, 432) ist Münsterberg in Niederschlesien gemeint. A.s Begrifflichkeit ist überdies zuweilen etwas irreführend. So beruht der Begriff „non-Jewish Polish citizens“ und die Unterscheidung zwischen „Catholic and Jewish Poles“ auf einem Konstrukt (S. 51 f.). Es vernachlässigt die ethnisch begründeten Differenzen und die in der Zweiten Polnischen Republik weithin unhinterfragte Auffassung, dass die jüdische Bevölkerung nicht zum polnischen Volk gehöre, wenngleich sie Staatsbürger:innen des Landes waren. Alexander Donats anschauliche Äußerung über die massenhafte Fluchtbewegung nach Osten und Rückkehrer erscheint gleich zweimal (S. 46, 69). Die Schreibung „Szwartzbart“ für den Politiker und Verbandsfunktionär Ignacy Schwarzbart ist ungebräuchlich. Bei dem jiddischen Landesnamen „Poyln“ handelt es sich eigentlich nicht um „the Germanic-origin word for Poland“ (S. 212); vielmehr geht es auf den slawischen Stammesnamen der Polanen zurück, der wiederum auf dem Wort „pole“ (Feld) beruht. Gewöhnungsbedürftig ist, dass A. das Verzeichnis der von ihr benutzten (Sekundär-)Literatur nur über das Internet zugänglich macht (S. 387).

Die Vf. verarbeitet die von ihr als wichtig erachteten, ausgewählten Themen, indem sie Auszüge aus Zeugnissen, die sie dazu aufgefunden hat, meisterlich zusammenstellt. Am eindrücklichsten sind A.s Schilderungen der Begegnung der jüdischen Ostmitteleuropäer:innen mit der überwältigenden ethnischen, sozialen, landschaftlichen und klimatischen Vielfalt in Stalins Reich. Dank zahlloser Einzeläußerungen aus voneinander weit entfernten Orten und aus unterschiedlichen Phasen der 1939–1946 erfahrenen Migration entsteht erstmals ein Panorama der von den Geflüchteten durchgemachten Flucht- und Kriegserfahrungen als kohärente Erzählung. Ihre Schilderung bietet somit eine willkommene Ergänzung zu der etwa gleichzeitig entstandenen Studie von Markus Nesselrodt,¹ in der Ego-Dokumente in weit geringerem Ausmaß herangezogen wurden. Dabei ist zu begrüßen, dass die Vf. auch heikle Aspekte aufgreift – wie etwa die Einflussnahme des NKVD über Spitzel und Zuträger. Darüber äußern sich die Zeugnisse allerdings fast nie, und wenn doch, dann eher verschleiend und verharmlosend (S. 181).

Am Ende hat A. viel dazu beigetragen, die sie interessierende Geschichte aus einer randständigen Lage an einen zentraleren Standort zu rücken, der mit einer Vielzahl von Entwicklungen verflochten ist. Künftig käme es darauf an, die auf persönlichen Erfahrungen jüdischer Geflüchteter beruhende Geschichte in eine umfassendere Darstellung zu integrieren, die auch die in Stalins Sowjetunion von Nichtjüdinnen und Nichtjuden gemachten Erfahrungen stärker einbezieht.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ MARKUS NESSELRODT: *Dem Holocaust entkommen. Polnische Juden in der Sowjetunion, 1939–1946*, Berlin 2019. Dazu meine Besprechung in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 69 (2020), S. 281–283.

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 11: Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren April 1943–1945. Bearb. von Lisa Hauff. Hrsg. von Susanne Heim, Ulrich Herbert, Michael Hollmann, Dieter Pohl, Sybille Steinbacher, Simone Walther-von Jena und Andreas Wirsching. De Gruyter Oldenbourg, Berlin – Boston 2020. 822 S., Kt. ISBN 978-3-11-036499-6. (€ 59,95.)

Der elfte Band der bereits 2008 begonnenen Quellenedition zur Geschichte der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland

behandelt das Deutsche Reich sowie das sog. Protektorat Böhmen und Mähren (im Folgenden: Protektorat) im Zeitraum vom März 1943 bis zum Kriegsende im Mai 1945. Wie bereits in den beiden Bänden 3 und 6, die sich mit dem Zeitraum 1939–1943 beschäftigen,¹ leistet die von Lisa Hauff edierte Quellenedition einen ausgesprochen bedeutsamen Beitrag zur Erforschung des Holocausts sowohl im Deutschen Reich im Allgemeinen als auch im Protektorat im Besonderen. Egodokumente, wie Tagebucheinträge und Briefe, wechseln sich mit Berichten und Anordnungen der Gestapo und anderen Täter-Institutionen ab und werden ergänzt durch Dokumente von Akteuren aus Amerika, England und der Schweiz, die eher eine beobachtende Position einnahmen. Ergänzt werden die 234 Dokumente zum Deutschen Reich und die 67 edierten Quellen zum Protektorat durch drei Karten: Die erste zeigt das Deutsche Reich und das Protektorat mit der Lage der Konzentrations- und Vernichtungslager, die zweite das Protektorat in den Grenzen der Oberlandratsbezirke von 1943 und 1944 und die dritte das Ghetto Theresienstadt 1943. Vor allem letztere Karte ist für die Lektüre der entsprechenden Quellen ausgesprochen hilfreich. Angesichts der regionalen Ausrichtung der ZfO soll hier nun in erster Linie ein genauerer Blick auf die Dokumente zum Protektorat geworfen werden.

Begrüßenswert ist die Tatsache, dass H. in der Einleitung sehr detailliert auf die Entwicklung im Ghetto Theresienstadt eingeht (S. 59–67). Nach einem Blick ins Dokumentenverzeichnis wird schnell klar, dass dieses Ghetto einen zentralen Bezugspunkt der Quellenedition darstellt. Von den 67 Quellen zum Protektorat stehen zwei Drittel (43) im Zusammenhang mit Theresienstadt. Dies lässt sich damit erklären, dass im Jahr 1943 die meisten Juden im Protektorat bereits dorthin deportiert worden waren, die jüdische Gemeinde in Böhmen und Mähren umfasste Anfang 1943 nur noch 16 661 Mitglieder, Ende des Jahres waren es nur noch etwa die Hälfte, die letzten Gemeinden mussten aufgelöst werden, die nichtjüdischen Partner aus „Mischehen“ wurden zur Zwangsarbeit herangezogen. Die edierten Quellen zeichnen ein eindrückliches Bild von den menschenverachtenden Alltagserfahrungen der dort zusammengepferchten Deportierten. H. gelingt es mit der getroffenen Auswahl des Materials – vor allem der Egodokumente der Betroffenen, – die Erfahrungen der Männer und Frauen unterschiedlichsten Alters, also auch von Kindern und alten Menschen, den Leser:innen in anschaulicher Weise nahezubringen. In Dok. 237 (S. 623 f.) beklagt z. B. die 70-jährige Malerin Else Argutinsky-Dolgorukow die katastrophalen Lebensbedingungen im Ghetto:

„Nun bin ich wieder aus dem Eldorado der Krankenstube in die scheußlichste aller scheußlichen Unterbringungen zurückgekehrt und bedauere nur, so gedrängt zu haben mit der Entlassung aus dem Krankenzimmer, wie es hier heißt: Marodenzimmer. Aber der beginnende Frühling lockte mich so stark an die Arbeit, und kaum kam ich in meinen Dunkelarrest, so muß ich schon meine Bleibe nennen, zurück, da begann noch einmal eine Eiseskälte mit häßlichem Wind, und an Malen war nicht zu denken. Auch fühlte ich erst hier oben in den bedrängten gräßlichen Verhältnissen wieder, wie sehr die Krankheit mich mitgenommen und daß sie noch nicht vorüber war. Ich lag neben einer 80jährigen Dame aus Aussig, die jünger und wohlgenährter aussah als ich, mich könnte man für Zeichnungen eines anatomischen Atlas verwenden, so stark habe ich hier abgenommen, aber ich wog in der Iranischen Straße im Krankenhaus vor dem Abtransport in Kleidern am Abend nur 48 Kg., hatte also bereits fast 20 Kg. an Gewicht verloren, und jetzt?!“

¹ ANDREA LÖW (Bearb.): Deutsches Reich und Protektorat 1939–1941, hrsg. von HANS-DIETER KREIKAMP, HORST MÖLLER u. a., München 2012 (VEJ, 3); SUSANNE HEIM (Bearb.), MARIA WILKE (Mitarb.): Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren Oktober 1941 – März 1943, hrsg. von SUSANNE HEIM, ULRICH HERBERT u. a., Berlin 2019 (VEJ, 6).

Das hier stellvertretend für andere Tagebucheinträge zitierte Dokument – insgesamt umfasst der Teil zum Protektorat 24 Egodokumente – zeichnet ein beklemmendes Bild von der Unterkunft, dem Gesundheitszustand, den Wünschen und Ängsten der Ghettoinsassen. Wie diese die Befreiung durch die Rote Armee erlebten, macht das Dok. 300 des Wiener Juden Erich Kessler deutlich (S. 770 f.):

„[...] die Kolonnen der siegreichen Roten Armee zogen an uns vorbei nach Prag. Es war stockdunkel, und nur die Scheinwerfer der Fahrzeuge erhellten immer die Straße. Wir jubelten ihnen zu, und alles sang die ‚Internationale‘, jeder wie er konnte. Deutsch, tschechisch, polnisch, ungarisch, alles durcheinander, aber die gleiche Begeisterung.“

Es ist solchen Dokumenten zu verdanken, dass sich die Nachwelt ein Bild vom Ende des Ghettos Theresienstadt machen kann.

Das letzte Drittel der Quellen (17) umfasst in erster Linie Täterquellen von Gestapo, Sicherheitsdienst und staatlichen Institutionen sowie Berichte und Korrespondenz der tschechoslowakischen Exilregierung, des Internationalen Roten Kreuzes und anderer Akteure des öffentlichen Lebens.

Trotz des wichtigen Beitrags für die Forschung zum Holocaust ist es bedauerlich, dass die Tendenz der neueren Forschung zum Protektorat, die die lokale Ebene – also vor allem auch die Bedeutung der tschechischen lokalen Verwaltung und ihre Rolle im Holocaust (wie etwa von Benjamin Frommer² und Wolf Gruner³ in den letzten Jahren dargelegt) – in den Vordergrund stellt, nicht berücksichtigt wurde. In diesem Kontext ist es außerdem schade, dass keine Quellen aus lokalen tschechischen Archiven Eingang in die Edition fanden und sich die Dokumente meist aus bereits veröffentlichten Materialien oder, was die tschechische Archivlandschaft betrifft, auf das Nationalarchiv, das Jüdische Museum, das Archiv der Sicherheitsbehörden und das Archiv der Gedenkstätte Terezín beschränken.

Abschließend kann man jedoch festhalten, dass, wenn man sich ernsthaft mit der Geschichte des Holocausts im Protektorat Böhmen und Mähren beschäftigen möchte, dieser Band unbedingt berücksichtigt werden muss.

Praha

Jan Vondráček

² BENJAMIN FROMMER: Verfolgung durch die Presse, in: ANDREA LÖW, DORIS BERGEN u. a. (Hrsg.): Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941–1945, München 2013, S. 137–151.

³ WOLF GRUNER: Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren. Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten, 1939–1945, Göttingen 2016.

Heinz Wewer: Postalische Zeugnisse zur deutschen Besatzungsherrschaft im Protektorat Böhmen und Mähren. Hentrich & Hentrich. 2., durchgesehene Aufl., Berlin 2018. 205 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-95565-245-6. (€ 29,90.)

Die großformatige Dokumentation präsentiert über 400 farbige Abbildungen von postalischen Zeugnissen aus dem Protektorat Böhmen und Mähren. Diese „Dokumente der Alltagskultur“ (S. 8) umfassen mit Postkarten, Briefumschlägen, Empfangsbestätigungen für Pakete, behördlichen Anordnungen und Briefen ein breites Spektrum an Quellen, die im weiteren Sinn mit postalischem Verkehr zu tun haben. Der Autor Heinz Wewer befasst sich im Ruhestand seit einigen Jahren mit der Sammlung, Kontextualisierung und Herausgabe postalischer Quellen zur Verfolgung jüdischer und nichtjüdischer Opfer des Nationalsozialismus. Der zu besprechende Band ist insofern Bestandteil eines verdienstvollen grö-

ßeren Publikationsprojektes eines Einzelnen.¹ W. betrachtet diese postalischen Quellen „als zeitgeschichtliche Dokumente“, mit denen er unter Anwendung der Methode der „Social Philately“ bzw. „Historisch orientierten Philatelie“ die Geschichtswissenschaft um „neue Perspektiven“ bereichern und zudem „eine neue Form der Visualisierung und der didaktischen Vermittlung von Geschichte“ (S. 8) eröffnen möchte. Die Fruchtbarkeit dieser relativ jungen Methode bleibt noch abzuwarten, da für Historiker:innen wie auch für Ausstellungskurator:innen die umfassende Kontextualisierung der Quellen bzw. der Exponate, zu denen jeweils auch postalische Dokumente gehören, eine Selbstverständlichkeit ist.

Gleichwohl kann die vorliegende Dokumentation tatsächlich punktuell mit „neuen Fragestellungen und Erkenntnissen“ (S. 8) aufwarten, die sich freilich ungleichmäßig auf die vier Kapitel des Buches verteilen. Das umfangreichste Kapitel „Das Protektorat Böhmen und Mähren“ illustriert eher ein der einschlägigen Fachliteratur entnommenes Narrativ mit postalischen Dokumenten, ohne dass diese wirklich Neues zutage brächten. Dasselbe gilt für den Anspruch, innovative Wege für die Präsentation aufzuzeigen, auch wenn Sonderstempel zweifellos von Interesse sind. Einzelne Postkartenmotive wie etwa die zur „Befreiung“ des Sudetengebietes (S. 15, Abb. 5) scheinen mittlerweile in Ausstellungen, Print- und Online-Publikationen obligatorisch zu sein. Zudem kann man z. B. den Übergang des Vermögensamtes beim Reichsprotektor in die Zuständigkeit des Deutschen Staatsministeriums für Böhmen und Mähren anhand von Absender-Stempeln „dokumentieren“ (S. 52), aber dies ist lediglich die Illustration eines bekannten Tatbestands, die meines Erachtens didaktisch auch nicht besser funktioniert als anhand von schriftlichen Quellen. Zudem weist W.s Narrativ einige irritierende Einschätzungen auf: So seien etwa für die Flucht von ca. 140 000 Tschechen in die Tschecho-Slowakei nach dem Münchner Abkommen „zum großen Teil allerdings wirtschaftliche Gründe maßgebend“ (S. 17) gewesen, Edvard Beneš sei nach seiner Rückkehr aus dem Exil „Ministerpräsident“ (S. 65) gewesen, oder die Besatzer hätten in der Protektoratsregierung „nur einen einzigen Minister [gefunden], der sich mit Begeisterung auf ihre Seite stellte“ (S. 68). Diesen Minister, Emanuel Moravec, fanden die Besatzer nicht etwa in der Protektoratsregierung, sondern sie zwangen Staatspräsident Emil Hácha, ihn in die Regierung zu berufen.

Verdienstvoll ist allerdings die Dokumentation der postalischen Kommunikationsmöglichkeiten von Tschechinnen und Tschechen in deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern im Protektorat und im Reich, weil hiermit tatsächlich neue Einblicke in deren Lebensbedingungen und Alltag geboten werden. Hier können z. B. ein Brief an einen Häftling im Gefängnis Prag-Pankratz vom 22. März 1943 und eine Postkarte an denselben Häftling im Konzentrationslager Mauthausen vom 26. März 1943 sehr gut veranschaulichen, „wie nahe Gestapo-Gefängnis und Konzentrationslager beieinander lagen“ (S. 44).

Das Kapitel über „Zwangsarbeit“, das durch ein Gespräch mit einem ehemaligen tschechischen Zwangsarbeiter in Berlin abgerundet wird, zeichnet sich dadurch aus, dass anhand postalischer Fundstücke auf Forschungsbedarf zu „bisher nur fragmentarisch oder überhaupt nicht nachgewiesenen Lagern“ (S. 96) in Berlin aufmerksam gemacht und so vielleicht der Weg für instruktive Lokalstudien gebahnt wird. Das Kapitel „Theresienstadt. Durchgangsstation zur Vernichtung“ vermag einerseits aufzuzeigen, wie sich Zensur, Selbstzensur, Unterschlagung von Paketsendungen u. a. auf den Alltag der Insassen auswirkten und wie deutsche Stellen trotz tatsächlich sehr restriktiver Praxis nach außen hin gezielt den Eindruck zu erwecken suchten, dass international geltende postalische Regeln

¹ Vgl. HEINZ WEWER: „Abgereist, ohne Angabe der Adresse“. Postalische Zeugnisse zu Verfolgung und Terror im Nationalsozialismus, Berlin 2017; HEINZ WEWER: Spuren des Terrors. Postalische Zeugnisse zum System der deutschen Konzentrationslager, Berlin 2020, sowie zuletzt HEINZ WEWER: Spuren der Vernichtung. Stationen der „Endlösung“ im Zeugnis postalischer Dokumente, Berlin 2021.

etwa der Handhabung von Sendungen mit Rückschein eingehalten würden (S. 139). Vor allem ist es andererseits so verdienstvoll wie erhellend, den Text von Poststücken in Abschrift oder als Faksimile zu veröffentlichen – etwa kodierte Bitten um Lebensmittel-sendungen an Verwandte oder Bekannte oder Postkarten, die aus Deportationszügen, die in die Vernichtungslager führen, geworfen wurden – und so den Opfern Namen und Stimme zu geben. Die Studie ist dort besonders eindrücklich, wo sie nicht Postkarten und Briefe zur Illustration von aus der Forschung bekannten Sachverhalten verwendet, sondern in drei Zeitzeugeninterviews (mit einem tschechischen Zwangsarbeiter in Berlin, einer mittlerweile verstorbenen jüdischen Theresienstadt-Insassin und einer Überlebenden des Theresienstädter Familienlagers Auschwitz-Birkenau) postalische Dokumente stützend und bereichernd in die Erzählung einfließt. Ähnliches gilt für die Dokumentation und Einordnung der als perfides Täuschungsmanöver inszenierten „Briefaktion des RSHA [Reichssicherheitshauptamt der SS] (Juden)“ (S. 160–167, Zitat S. 160) aus dem sog. Theresienstädter Familienlager in Auschwitz.

Nützliche Anmerkungen, die unter anderem eine Übersicht der im Ghetto Theresienstadt geltenden Bestimmungen zum Briefverkehr der Insassen sowie ein für Historiker:innen hilfreiches Glossar philatelistischer Begriffe enthalten, runden den Band ab. Dessen Wert besteht im Wesentlichen darin, den Alltag von jüdischen und nichtjüdischen Opfern des Nationalsozialismus aus den böhmischen Ländern anhand postalischer Quellen teilweise neu zu beleuchten und den Betroffenen auf diese Weise wieder eine Stimme zu verleihen. Zudem enthält der Band einige wertvolle Anregungen für weitere lokale Mikrostudien. Allerdings wäre es wohl in Teilen des Bandes methodisch besser gewesen, die Quellen mit Kontext anzureichern, statt den Kontext mit Quellen zu illustrieren. Dies hätte vielleicht auch die unbestreitbare wissenschaftliche Bedeutung und den Erinnerungswert vieler der hier publizierten Quellen noch stärker zur Geltung kommen lassen, vielleicht durch eine durchgängige Verbindung von Faksimile, Transkription und Kontextualisierung. Die Publikation ist dank ihrer Gestaltung und Anschaulichkeit über das engere Fachpublikum hinaus auch für ein breiteres Publikum gut nutzbar und geeignet, Interesse an ihrem Gegenstand hervorzurufen.

München

René Küpper

Andrea Pető: *The Forgotten Massacre*. Budapest in 1944. De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2021. IX, 189 S. ISBN 978-3-11-068748-4. (€ 77,95.)

In today's Hungarian historiography, the persecution of Jews in the 1930s and 1940s, followed by the deportation and murder of more than 400,000 Jews from rural Hungary, is a deeply explored area of historical research. It is also widely known that in addition to the deportations initiated by the German occupiers, numerous atrocities and pogroms took place across the country, with the Hungarian gendarmerie, the Arrow Cross Party, the administrative authorities and part of the Hungarian population being actively involved. In her book *The Forgotten Massacre: Budapest in 1944*, Andrea Pető shows how little we know about such cases, despite the extensive documentation, and also that the truthfulness of allegedly known cases should be questioned.

The author is an internationally renowned historian, doctor of the Hungarian Academy of Sciences and a member of the Central European University. Her main research interests are gender studies, oral history, the Holocaust and twentieth century social history. In her research, she has often dealt with taboo topics relating to Hungarian female history. She has conducted pioneering work in the development and processing of the acts of violence by the Soviet Red Army against women at the end of World War II, as well as the activities of women members of the Arrow Cross Party. Her current volume expands this series by examining the activity and conviction of a female perpetrator during and after the darkest chapter of Hungarian history.

The plot of the book can be briefly summarized. On 15 October 1944, Jewish residents were waiting in a “Jewish Yellow Star house” in Budapest for the war to end when an armed unit led by Piroska Dely entered the building. Numerous Jews were murdered and robbed. After the war, some survivors identified Dely in a people’s court, following which she was convicted and executed in 1946. Dely was portrayed in the contemporary press as a negative icon of an “Arrow Cross Woman,” and this attribute was anchored in the collective memory of Hungarian society for the following decades.

P. re-examines this story to reveal the fragmentary evidence that served as the basis of Dely’s 1946 judgment. Using various sources, the book describes the fatal events of that night in October 1944—this part is as thrilling as a crime novel and immediately shows the shortcomings and contradictions of the known documents. It turns out that Dely was not a member of the Arrow Cross Party, her accomplices were never found or arrested, and their identities were never clarified. Not even the question of whether the perpetrators were Germans or Hungarians can be answered, or why they followed Dely’s orders—if they did. The number of murder victims is also unclear; it is by no means identical to the number on the memorial plaque, which was inaugurated as a memorial by the survivors in 1945.

The aim of the volume is not (only) to reconstruct the events of 1944. The author shows that the relatively rich source situation even makes it difficult to determine what actually happened. The length of time to have elapsed since the events, the negligent investigations into the Dely trial in 1946, the state of shock and emotional bias of the witnesses, as well as the barriers to their memory all make a complete reconstruction all but impossible. P. attempts to sort through what happened as an investigator, but she identifies contradictions and open questions again and again. In the end, she draws the reader’s attention to an enormously important problem: that of whether a complete reconstruction of the past is even possible. This begs the question of whether other cases that were previously considered to be well-known could also be questioned if they were similarly deconstructed in detail.

De Gruyter Verlag has published the book in hardcover. The readership is guided through the approximately 120 page narration with the support of numerous illustrations and photos, and subject and name registers. There are other valuable documents in the appendix, e.g. lists of the inhabitants and victims, a chronology of the events, and a so-called *Persilschein* (clean bill of health) signed by survivors for a Christian resident of the house, whose role in the case has not yet been fully clarified.

The book hardly allows any critical comments. Minor spelling mistakes were probably made during the English translation. The reviewer only disagrees with the subtitle because it suggests that the book is about the situation in Budapest in 1944, and that this would be impossible to show on the basis of an individual case, even if the events processed could be regarded as representative. Moreover, the author herself claims that this story is atypical, and most of the volume deals more with the aftermath, the sources and the memory of the massacre, not the events of that fateful night.

In summary, the volume is readable, exciting, compact and informative. P. emphasizes that she wrote her book not only for the specialist audience but also for a broader readership. Due to the style, scope and content of the book, it is actually suitable for addressing laypeople as well. This is all the more desirable because the study not only conveys knowledge, but also explains a great deal regarding the methods, questions, concerns and difficulties of all historical research, all of which constitute issues into which the readership is seldom granted insight.

Pécs

Beáta Márkus

Jews and Germans in Eastern Europe. Shared and Comparative Histories. Hrsg. von Tobias Grill. De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2018. XXII, 298 S., Ill. ISBN 978-3-11-048937-8; 978-3-11-049248-4; 978-3-11-048977-4. (€ 99,95 sowie auch Open Access.)

Dem Hrsg. Tobias Grill ist ein spannender Sammelband gelungen. Der durchgängig englischsprachige, aus einer Tagung an der LMU München hervorgegangene und auch online im Open Access zugängliche Band betrachtet die Geschichte von Deutschen und Juden im östlichen Europa in vielfältiger Weise. Die 13 Einzelbeiträge reichen zeitlich vom Spätmittelalter bis in die Jahre unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Geografisch berühren sie größere Teile Ostmitteleuropas und auch Südosteuropas, kaum aber Osteuropa, sofern darunter vor allem Russland verstanden wird. Sie widmen sich einer Vielzahl von Zusammenhängen, stehen dabei teils für sich oder bilden untereinander Schwerpunkte aus. Konzeptionell geht es zwar auch um den kontrastierenden Vergleich, tendenziell wird aber eher Verbindendes in den Blick genommen.

Ein erster, von Shaul Stampfer verfasster Beitrag öffnet den Raum, indem er neue Erklärungsmuster zu den frühen jüdischen Wanderungsbewegungen ins östliche Europa anbietet. Der zweite Artikel führt in die Thematik interethnischer Beziehungen ein: Jürgen Heyde präsentiert hierzu die damaligen „amtlichen“ polnischen (Selbst-)Wahrnehmungen, wie sie im 15. Jh. die von Jan Długosz verfassten *Annalen* gerade in Bezug auf Juden und Deutsche in polnischen Landen zum Ausdruck brachten: Demnach fungierten Juden als die religiösen „Anderen“, um davon das Christentum abzuheben; Deutsche bildeten den weltlichen Widerpart, um darüber das Polnische zu definieren.

Zwei Beiträge widmen sich der jüdischen Aufklärung, der Haskalah: Zuzanna Krzemiń behandelt dabei das innerjüdische Verhältnis zwischen „Ost“, repräsentiert durch Salomo Dubno, und „West“, hier dem Berlin Moses Mendelssohns. In dem Beitrag von Rachel Manekin geht es um das Verhältnis der galizischen Haskalah zu den Reformen des aufgeklärten Absolutismus, hier in österreichisch-katholischer Ausprägung. Einen größeren Schwerpunkt bilden Beiträge zum Jiddischen. Aus philologischer Warte stellt Marie Schumacher-Brunhes „daytsh“ als eine ambivalente, der Abgrenzung dienende und nicht selten despektierlich konnotierte Figur in der jiddischen Literatur vor, während aus linguistischer Perspektive Steffen Krogh den beachtlichen Einfluss von Strukturen des Deutschen auf das Ostjiddische im 19. Jh. anhand eines exemplarischen Texts aufzeigt. Wie ein dritter Beitrag von Martina Niedhammer in diesem Zusammenhang zeigt, sah sich die philologische Sektion des 1925 in Wilna gegründeten Jiddischen Wissenschaftlichen Instituts (YIVO) zur Selbstbehauptung des Jiddischen als eigenständiger Sprache gegenüber dem Deutschen veranlasst, war aber für manche Kontakte zur deutschsprachigen (nichtjüdischen) akademischen Welt offen. Besonders kritisch hebt Grill in seinem eigenen Beitrag die Art und Weise hervor, mit der deutsche zionistische Akteure mit dem Argument der jiddisch-deutschen Sprachverwandtschaft im Ersten Weltkrieg dafür warben, dass die Juden im östlichen Europa doch Pioniere des Deutschtums seien. Die Kenntnis dieser Art Propaganda ist nicht gänzlich neu, wird aber in Hinblick auf die Rezeption unter osteuropäischen Nichtjuden und Juden wesentlich vertieft. Auf eine Reduktion auf einen Dialekt des Deutschen haben sich die Sprecher und Verfechter des Jiddischen offenbar nicht eingelassen, wohl aber trug die damalige Diskussion des Verhältnisses zum Deutschen zur Profilierung des Jiddischen bei – so mag das Fazit aus den diesbezüglichen Beiträgen lauten.

Der zuletzt genannte Artikel führt zugleich in den Kontext der nationalen Revolutionierung der Staatenwelt im östlichen Europa im und infolge des Ersten Weltkriegs hinüber, dem sich eine Gruppe von Beiträgen mit dem zeitlichen Fokus der Zwischenkriegszeit widmet. Diese Texte vereint, dass sie besonders Deutsche und deutsche Politik im Verhältnis zu jüdischen Fragen und jüdischer Politik im östlichen Europa behandeln. Im Einzelnen geht es, präsentiert von Philipp Nielsen, um das Verhältnis deutscher Juden zum Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA) vom Ersten Weltkrieg bis zur Machtüber-

tragung an die Nationalsozialisten, im Beitrag von Marija Vulescia um die Wahrnehmung des „Deutschtums“ durch jugoslawische Zionisten sowie, behandelt von Marina Hausleitner, um das sich seit 1933 deutlich verschlechternde Verhältnis von Juden und Deutschen als Minderheiten in der zu Rumänien gekommenen Bukowina.

Ein Artikel widmet sich ausdrücklich dem Holocaust, genauer seiner Erinnerung in Polen wie dem äußeren Blick auf diese. Hierzu nimmt der Beitrag von Hannah Maischein in methodologisch innovativer Weise die Figur des polnischen *witness* in den Blick. Die Vf. befragt deren epistemologische und historische Bedingtheiten, Ausblendungen und Implikationen ebenso wie jene der „westlichen“ Wahrnehmung, ja Nichtakzeptanz von Polen als Zeitzeugen des Schicksals der Juden, die unter Polen wiederum nachvollziehbare Wirkungen hinterlässt. Den Abschluss bildet eine Lokalstudie zum infolge des Zweiten Weltkriegs polnisch gewordenen Niederschlesien: Kamil Kijek zeigt, wie die dort angesiedelte Gemeinschaft von jüdischen Holocaust-Überlebenden innerhalb der wenigen Jahre 1945–1950 einerseits zunächst das lange vermisste Angebot der Integration in ein polnisches nationales Narrativ erfuhr, andererseits aber bald feststellen musste, dass dieses – gerade gemäß kommunistischer Vorgaben – äußerst exklusiv ausfiel und selbst bescheidene Wünsche nach kultureller und sozialer Autonomie abgetan wurden.

Wer angesichts dieser Vielfalt zusätzlich eine generelle, handbuchartige Überblicksdarstellung zum zentralen Gegenstand des Bandes – einem Thema, das merkwürdig vertraut erscheint, es aber nicht ist – erhofft, wird Geländer und Rahmen vermissen: Anzutreffen sind weder allgemeine Angaben zu demografischen und statistischen Daten und Entwicklungen über die Jahrhunderte noch etwa ein einführender oder synthetisierender Beitrag zum korporativen, ethnischen, kontinental-imperialen oder nationalen Status von Juden und Deutschen im östlichen Europa. Gerade hierzu wäre eine Analyse des Wandels von der Vormoderne bis in das 20. Jh. hinein für das historische Gesamtverständnis instruktiv.

Doch die womöglich eher konventionell erscheinende Thematisierung solcher Rahmen und Linien tritt hier offenbar zugunsten der Betonung neuer Zugänge zurück. In der Einleitung formuliert der Hrsg. die Absicht, dass dieser Band enge nationale Kategorien der Geschichtsschreibung zugunsten transnationaler Ansätze zu überwinden suche und sich dabei eben verschränkten, gemeinsam oder gerade nicht gemeinsam geteilten (*entangled, shared*) Geschichtserfahrungen widmen wolle. Hierzu lässt G. in schneller Folge einige Namen fallen und spielt auf ein (de)konstruktivistisches Verständnis an, wenn er bereits den Begriff „Gruppe“ in Anführungszeichen setzt und damit auf Rogers Brubakers Einwand verweist, der sich gegen den „Gruppismus“ als Ausblendung von faktischer Komplexität durch die sorglose Verwendung kollektiver Bezeichnungen wendet.

Im Sinne gemeinsam geteilter Geschichte führt die Einleitung aber doch auch einige längerfristige historische Entwicklungsgänge an: so etwa, dass in Ostmitteleuropa deutsche wie jüdische Ansiedlungen regional bedeutenden sozioökonomischen Einfluss hatten, dass Deutschen und Juden funktionale Ähnlichkeiten – im Russländischen Reich die des Gutsverwalters oder Pächters – zukamen, einschließlich der damit in der Umgebungsgesellschaft einhergehenden Wahrnehmung als essenziell „Andere“. Auf kulturellem Gebiet wird besonders auf die gemeinsame Herkunft des Deutschen und Jiddischen verwiesen sowie darauf, dass sich Juden in Regionen des östlichen Europas namentlich während ihrer „Verbürgerlichung“ im 19. Jh. mit der deutschen Sprache und Kultur identifizierten, die damals noch nicht als national-ethnische Signifikanten galten. Damit wird auch deutlich und plausibel, dass das Konzept des Bandes eine alleinige Reduzierung der Geschichte von Deutschen und Juden im östlichen Europa auf das katastrophale „letzte Kapitel“, die Shoa, vermeidet.

So erweist sich das Konzept der – in der einen wie der anderen Richtung – geteilten Geschichte nicht als grundstürzender, sondern dem Gegenstand angemessener, offener Zugang, der weder ausblendet noch etwa nostalgisch verklärt. Weitere Beiträge in diesem Rahmen wären durchaus denkbar: sei es, dass sie, wie bereits angedeutet, stärker längsschnittartig gehalten sind oder gedächtnisgeschichtliche Momente vertiefen; sei es, dass

weitere ostmitteleuropäische Bevölkerungsgruppen und Nationen innerhalb eines solchen Rahmens einbezogen werden. Zusammen mit diesem weiterführenden Potenzial zeichnet sich der Band durch die international vielfältige Herkunft der Autorinnen und Autoren, die enge Orientierung der einzelnen Beiträge am Gesamtthema sowie durch eine ersichtliche Sympathie für methodologische Frische aus.

Leipzig

Markus Kirchhoff

Von der letzten Zerstörung. Die Zeitschrift „Fun letstn churbn“ der Jüdischen Historischen Kommission in München 1946–1948. Hrsg. von Frank Beer und Markus Roth. Übertr. aus dem Jiddischem von Susan Hiep, Sophie Lichtenstein und Daniel Warthenberg. Metropol. Berlin 2021. 1032 S., Ill. ISBN 978-3-86331-557-3. (€ 49,-)

„Als ich in München war“, schrieb 1946 der jüdische Historiker und Pionier der Holocaustforschung Philip Friedman (1901–1960), „habe ich mich mit Eurer Arbeit bekannt gemacht. Ich bin voller Bewunderung [...]. Sie wird dabei helfen, unseren Märtyrern einen Gedenkstein zu errichten, und einen wichtigen Beitrag zu dem großen *Yizkor*-Buch [Gedenkbuch] darstellen, das wir, [...] unseren Brüdern und Schwestern, die den Märtyrertod erlitten haben, schuldig sind zu schreiben“ (S. 46). Diese Zeilen waren der Jüdischen Historischen Kommission des Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Zone in München gewidmet – eines von etlichen jüdischen Dokumentationsprojekten zu Leben und Leiden, Widerstand und Vernichtung unter deutscher Besatzung, die unmittelbar nach Kriegsende in ganz Europa entstanden. Solche Projekte waren auch in vielen der etwa 70 Lager für jüdische, zumeist jiddischsprechende Displaced Persons (DP) auf von den Alliierten besetzten deutschen Boden – wie eben in München – eher Regel als Ausnahme. Die Münchner Kommission unter Leitung des promovierten Historikers Yisroel Kaplan (1902–2003) hatte kürzlich das jiddische Zeitschriftenprojekt *Fun letstn khurbn* (Von der letzten Zerstörung) ins Leben gerufen und Friedmans Grußwort der ersten im August 1946 veröffentlichten Ausgabe vorangestellt. Neun weitere folgten bis Dezember 1948 (hergestellt ausgerechnet, und nicht ohne Genugtuung, in der Druckerei des selbsternannten, nun endlich obsoleten „Kampfblattes“ der NSdAP *Völkischer Beobachter*), bevor sich die Kommission 1949 auflöste. Die Gesamtauflage dieser jiddischen Zeitschrift liegt nun endlich in einer kommentierten deutschsprachigen Ausgabe samt Einleitung vor – dank der ausgezeichneten Arbeit der Hrsg. und Übersetzer:innen.

Friedmans Grußwort kam einem Ritterschlag gleich. Es unterstrich sowohl den Tatenrang des Projekts als auch dessen Zugehörigkeit zu einer weit über München hinaus reichenden Mission. Zu Recht minimal war die Hoffnung darauf, dass die Stimmen der Opfer in der nichtjüdischen Geschichtsschreibung Beachtung finden würden (S. 48). Man empfand es als Pflicht, Holocaustgeschichte und die Erinnerung an die Gräueltaten und die Toten selbst proaktiv zu bewahren. Was die Wissenschaft heute *Oral History* nennt, bildete schon seit dem *Fin de siècle* die Basis jüdischer Historiografie und des Widerstands gegen Verfolgung in Osteuropa. Doch Zeugnis abzulegen, wurde nun zu einer geradezu heiligen Aufgabe aller und avancierte zum Eckpfeiler des nationalen Wiederaufbaus. *Fun letstn khurbn* war die einzige der vielen jiddischen DP-Zeitschriften, die sich ausschließlich der Dokumentation dessen widmete, was wir heute „Holocaust/Shoah“ nennen. Die Zeitschrift, und somit der vorliegende Übersetzungsband, gab jedoch nur eine kleine Auswahl der insgesamt 2536 Augenzeugenberichte, 423 von Kindern ausgefüllten Fragebögen, 284 Lieder, Folklore und Gedichte, 1081 Fotos, 1932 Dokumente, Filme und Bücher sowie musealen Gegenstände wieder, die seit der Auflösung der Kommission in der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem noch auf ihre Erschließung warten. So steht der Band sinnbildlich für das Dilemma der Holocaustforschung: Wie umgehen mit den noch nicht ausgewerteten Massen an Zeitzeugnissen? Was sagen kuratierte Querschnitte über die Gesamtheit der Archivdokumente aus? Welche Stimmen werden bzw. wurden bei der Auswahl warum priorisiert, was (un)bewusst übergangen? Was zählte zur *khurbn*-Geschichte, was nicht?

Die Edition liefert Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Fragen. Die meisten Beiträge stammen, wenig überraschend, von Überlebenden aus Osteuropa – Polen, der Ukraine und dem Baltikum. Die meisten der jüdischen DP hatten im Epizentrum den Massenmord überlebt – auch die Mitglieder der Redaktion. Als mögliche Konsequenz war die Definition von *khurbn* (Holocaust, Shoah), wer also als Überlebende/r und was als Widerstand galt, vergleichsweise eng gefasst: Man konzentrierte sich auf „direkte Überlebende“ von Ghettos und Camps. Markus Roth weist in seiner ausgezeichneten Einführung auch darauf hin, dass Kaplan mitunter „recht weitgehend“ redigierte (S. 23). Dieses *kaplanisieren* missfiel u. a. Friedman. Ein deutlicheres Kennntlichmachen der Eingriffe Kaplans hätte den Nutzen für die weiterführende Forschung merklich erhöht.

Besonders interessant sind die Beziehungen und Machtkämpfe sowohl unter Jüdinnen und Juden verschiedener Regionen Osteuropas (siehe z. B. S. 96) als auch in Bezug auf jüdische Deutsche (S. 58, 983), die auf den Seiten von *Fun leystn khurbn* beschrieben werden. Künftige Analysen dieser innerjüdischen Reibungen werden einen willkommenen Beitrag leisten, jüdische Geschichte während des Holocaust in ihrer Heterogenität offenzulegen und einer Monolithisierung jüdischer Opferschaft weiter entgegenzuwirken. Während sich der Hauptteil jeder Ausgabe der Kriegszeit widmet, geben die im Schlussteil dokumentierten Tätigkeitsberichte interessante Einblicke in die Vielfalt jüdischen DP-Lebens: Es war kulturell überaus aktiv und diasporisch verzweigt. Friedman war nur eine unter vielen berühmten Persönlichkeiten, die sich vor Ort ein Bild von der Lage in den Camps machten. Es kam jedoch auch zu überraschenden Formen der Zusammenarbeit: Der deutsche Obergruppenführer der Organisation „Todt“ Fritz Heft übergab der Zeitschrift z. B. Fotografien von brutalen „Deportationsaktionen“, die er auf einer Inspektionsreise in Siedlce aufgenommen hatte (S. 238). In Heft Nr. 3 untermauern diese Bilddokumente den Zeitzeugenbericht der Jüdin Getsl Veysberg und versinnbildlichen so die untrennbare, ja intime Verwicklung von Opfern und Tätern, die auch in der Nachkriegszeit nicht abbricht und in der Geschichtsschreibung noch viel stärkeren Ausdruck finden sollte. In diesem Zusammenhang ganz besonders hervorzuheben sind die unzähligen sprachkritischen Aufsätze: Die Frage, inwiefern sich das Jiddische linguistisch unter deutscher Besatzung verändert hatte und was dies über jüdisches Leben, Leiden und Widerstand in Ghettos und KZs aussagte, war eines der Hauptaugenmerke vieler Zeitschriftenbeiträge. Auch die Wissenschaft hat endlich damit angefangen, sich diesen Sprachtransformationen als einem wichtigen Schlüssel zum jüdischen Leben während des Holocaust zu widmen. Der Band wird diese Entwicklung hoffentlich noch beflügeln, insbesondere dann, wenn auch die jiddischen Originale verfügbar gemacht würden.

Leider haben sich die Hrsg. für eine „Verdeutschung“ des etablierten YIVO-Transkriptionssystems entschieden, um jiddische Worte bzw. Eigennamen für das deutsche Publikum „lesbarer“ zu machen (S. 38). Über diese Entscheidung ließe sich streiten. Walter Benjamin mahnt uns zu fragen: „Gilt eine Übersetzung den Lesern, die das Original nicht verstehen?“¹ Jahrhundertlang wurde das Jiddische als degenerierter „deutscher Jargon“ antisemitisch gebrandmarkt. Gleichzeitig war es das mitunter wichtigste Symbol kultureller Identität, Kontinuität und Resilienz für die Zeitschriftenredakteure und die Mehrheit der *Sheyres-hapleyte* („die letzten Überlebenden“; Eigenbezeichnung der jüdischen DP-Gemeinschaft). Eine „Verjiddischung“, d. h. Entfremdung, der deutschen Übersetzung in

¹ WALTER BENJAMIN: Die Aufgabe des Übersetzers, in: Gesammelte Schriften, Band IV/1, Frankfurt am Main 1972), S. 9–21, hier S. 9. Ebenda, S. 20, spricht Benjamin sich für Rudolf Pannwitzs Übersetzungstheorie aus: „unsere Übertragungen auch die besten gehen von einem falschen Grundsatz aus: sie wollen das indische griechische englische verdeutschen anstatt das deutsche zu verindischen vergriechischen verenglischen. Sie haben eine viel bedeutendere Ehrfurcht vor den eigenen Sprachgebräuchen als vor dem Geiste des fremden Werks“.

Anlehnung an das schon erwähnte YIVO-System wäre daher ratsam gewesen. Wenn man sich jedoch schon für eine „Verdeutschung“ (S. 38 f.) entscheidet, sollte diese einheitlich sein. Verschiedene Schreibweisen von Eigennamen oder derselben Worte, z. B. „Undzer Weg“ (S. 13) und „Undzer Veg/veg“ (u. a. S. 37, 109, 284), sind daher irritierend. Dies ist jedoch das einzig wirkliche Manko des hervorragend edierten Bandes.

Der Metropolis Verlag ist aus der Landschaft der deutschen Holocaustforschung nicht mehr wegzudenken und unterstreicht mit diesem Band erneut seinen Einsatz, auch die essenziellen, (zu) lange marginalisierten jiddischen Quellen dem breiten deutschen Publikum zugänglich zu machen. Eine solche Perspektiverweiterung ist dringend nötig. Blendet man das Jiddische, Muttersprache eines Großteils der Holocaustopfer und vieler Überlebender, aus, erfährt man höchstens die Hälfte der Gewaltgeschichte. Ohne Jiddisch lässt sich die Geschichte jüdischen Lebens auch im frühen Nachkriegsdeutschland weder denken noch erzählen. *Fun letsn khurbn* ist Testament für beides und die Edition somit eine mehr als willkommene Bereicherung.

Toronto

Miriam Schulz

Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa, Bd. 61. Schwerpunkt: Vom Dekor der Heimatzeitschriften. Hrsg. von Elisabeth Fendl, Johanne Lefeldt und Sarah Scholl-Schneider. Waxmann Verlag. Münster – New York 2020. 280 S., Ill. ISBN 978-3-8309-4291-7. (€ 32,-.)

Das Publikationsgenre „Heimatzeitschriften“ blieb innerhalb der Vertriebenenforschung lange Zeit unbeachtet. Erst in den letzten Jahren wurden diese Periodika in historischen und soziologischen bzw. ethnografischen Studien untersucht. Das in Freiburg i. B. ansässige Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) hat 2019/20 ein Forschungsprojekt initiiert, in dem nicht nur die Entwicklungsgeschichte, die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen und politischen Intentionen der Heimatzeitschriften in den Untersuchungsfokus gerückt werden, sondern auch die Bedeutung der ästhetischen Verfasstheit als Botschaftsträger in den Vordergrund tritt. Im Rahmen einer 2019 durchgeführten Tagung zum Thema „Bild und Schrift als Botschaft. Vom Dekor der Heimatzeitschriften“ stand deren visuelle Ausgestaltung im Vordergrund. Von Interesse war dabei, welche heimatpolitischen Intentionen die Autoren durch die Auswahl von Bildinhalten verfolgten und ob bestimmte Formate der ikonografischen Inszenierung mit der politischen Ausrichtung zusammenwirkten.

Der Tagungsband wurde um Beiträge und Rezensionen erweitert. Die Publikation besteht aus neun Aufsätzen, drei Berichten und sieben Rezensionen, wobei die vorliegende Rezension lediglich auf die Aufsätze eingehen wird.

Zum Einstieg verschafft Konrad Köstlin einen theoretischen und historischen Überblick über die Rolle des Narrativs als installierter Rahmen, mit dessen Hilfe Bilder, Sprachformeln und Schriftarten bestimmte Inhalte in eine Richtung lenken sollen, was als „Framing“ bezeichnet wird. Gerade am Beispiel der ideologiepolitischen Deutung der deutschen Frakturschrift wird deutlich, wie eine Schrifttype sinnbildhaft für die Überlegenheit der deutschen Kultur vereinnahmt wurde. Dass Adolf Hitler in seinem 1941 verfüigten Erlass von der Fraktur dennoch wegkommen wollte, lag vermutlich an der pragmatischen Überlegung, dass die deutsche Vorherrschaft in den eroberten europäischen Gebieten nicht gesichert werden konnte, wenn sich die Sprache als schwer erlernbar herausstellen sollte. In dem am 3. Januar 1941 von Martin Bormann unterzeichneten geheimen Rundschreiben (dem sog. Fraktur-Verdikt) wurden deutsche Behörden und Zeitungsverlage angewiesen, die Antiqua-Schrift als Normalschrifttype zu verwenden. Zur Begründung hieß es, dass die sog. gotische Schrift aus „Schwabacher Judenlettern“ bestehe.

Die Mithrsg. des Bandes, Elisabeth Fendl, führt in die Bedeutung der Titelvignette (Titelkopf bzw. Titelseite) ein. Anhand von zwölf Heimatzeitschriften, die an west- und nordböhmische Heimatvertriebene gerichtet waren und zwischen den 1950er und 1980er

Jahren herausgegeben wurden, analysiert sie die Zusammensetzung der Gestaltungselemente der Titelseiten und der damit transportierten Botschaft. Hierbei konstatiert sie wiederkehrende Muster. Neben dem Schriftzug des Namens der Zeitschrift wurden stets ein oder mehrere Bilddarstellungen aus der alten Heimat angebracht, die an Vedutenmalerei erinnerten. Die grafische Darstellung wurde von Illustratoren, die aus dem Vertriebenenmilieu stammten, ausgeführt. Die Titelgestaltung wechselte im Laufe der Jahrzehnte mehrmals, was auch auf Generationenwechsel hindeutet.

Die Ikonografie der Titelseiten zeigte sich wiederholende Themen: Der glorifizierende Blick auf die Heimat verleitete zum Heimatlob, bei dem markante Sehenswürdigkeiten idyllisch dargestellt und mit nationalen sowie mythischen Reminiszenzen vermischt wurden. Zentral von Bedeutung war das nahezu sakral inszenierte Narrativ der Deutschen als Opfer. Aufgrund der christlichen Prägung der Böhmen erinnerte das auftretende Motiv einer jungen Mutter mit einem kleinen Kind im Arm an Mariendarstellungen mit dem Jesuskind. Beliebt waren auch Szenen aus der Passion Christi oder die Heilige Familie, etwa – ein typisches Weihnachtsmotiv – auf der Flucht nach Ägypten.

Diese Befunde werden von Sandra Kreisslová und Jana Nosková mittels diskursiver Bildanalyse am Beispiel der Periodika *Brünner Heimatbote* und *Komotauer Zeitung* vertieft und um weitere Elemente ergänzt. Dazu gehörten Bilder aus der kommunistischen Zeit, die den Verfall der einst schönen Heimat zeigen sollten. Deutlich unpolitischer waren die wenigen Periodika der Deutschen aus der Dobrudscha, die Tobias Weger untersuchte. Die Motive kreisten überwiegend um den Rhythmus landwirtschaftlicher Arbeit und religiöser Praktiken. Dass nationalpolitische Motive nicht vorhanden waren, lag daran, dass diese Gruppierung mit rund 15 000 Personen am kleinsten und zudem nicht homogen war.

Einen interessanten Einblick aus wirtschaftshistorischer Perspektive verschafft Heinke Kalinke, die sich mit der Ausgestaltung und Funktion von gewerblichen Anzeigen auseinandersetzt. Auffällig ist, dass zahlreiche heimatvertriebene Kleinunternehmer, und in einzelnen Fällen auch größere Firmen, bis in die Mitte der 1960er Jahre hinein zunächst unter ihren Landsleuten um Kundschaft warben und ihre Abstammung bewusst inszenierten. Da sich die Vertriebenen ihre Existenz neu aufbauen mussten, war die Nachfrage nach langlebigen und günstigen Konsumgütern groß. Wichtig waren auch heimatliche Waren wie Fotos, Grafiken, Bücher und kulinarische Erzeugnisse, die gerade vor Weihnachten und Ostern beworben wurden. Dass die Annoncen in der Zeit des „Wirtschaftswunders“ rapide zurückgingen, verdeutlicht, dass sich die Unternehmer auch außerhalb des Vertriebenenmilieus etablierten.

Wie stark die Ausgestaltung der Heimatzeitschriften mit dem Engagement einzelner Personen, oft Geistlicher, zusammenhing, zeigt Michael Hirschfeld in seiner Untersuchung der Periodika aus der Grafschaft Glatz auf. Hierbei kam es zu scharfen Auseinandersetzungen mit den Ortsbischöfen, die dieses Engagement als unerwünschte politische Agitation verstanden. Gerade der oft wahrgenommene Mangel an Verständnis für die seelsorgerischen Belange der Heimatvertriebenen innerhalb des westdeutschen Klerus ist in der katholischen Vertriebenenforschung bereits sehr ausführlich thematisiert worden.

Agerundet werden die Aufsätze von exemplarischen Untersuchungen zu der Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn (Viktória Muka), der tschechischen Minderheit im rumänischen Banat (Michal Pavlášek) und der 1965/66 in Freiburg geführten Diskussion um die Aufstellung eines ostdeutschen Wegweiserdenkmals (Hans-Werner Retterath).

Der eindrucksvollste Erkenntnisgewinn aus der vorliegenden Publikation ist die Tatsache, dass das Genre „Heimatzeitschriften“ eine sehr reichhaltige und bisher wenig bekannte Quelle für historische, soziologische und ethnografische Untersuchungen darstellt. Die im Tagungsband thematisierten exemplarischen Fälle zeigen zahlreiche Parallelen auf und zeugen von der Notwendigkeit weitergehender Studien.

Greifswald

Gregor Ploch

Molly Pucci: *Security Empire*. The Secret Police in Communist Eastern Europe. Yale University Press. New Haven – London 2020. 378 S. ISBN 978-0-300-24257-7. (\$ 65,-.)

Even though secret police institutions are often viewed as impersonal and monolithic, Molly Pucci's *Security Empire* shows that these interpretations are far from correct. She analyzes the secret police agencies of three Eastern European countries—Poland, Czechoslovakia and East Germany—in the years 1945–1954. In these turbulent years, all three states were forcibly adopting a new ideology, creating new institutions and persuading millions of people that this kind of state was where they belonged.

P. tells the history of the secret police apparatus through the lens of individuals as well as institutions. Her findings are based on thorough research in archives as well as study of secondary literature, autobiographies, and memoirs of people who were active in the apparatus in this period. The transnational and comparative approach shows that the path leading to the adoption of the Soviet model was not straightforward, but characterized by a search for local variants. Even though the results were ultimately similar, each country built its secret police apparatus in a different way, responding not only to previous developments, but also the country's geopolitical position and its specific features. The relationship with the Soviet administration and historical ties with Russia and later the Soviet Union also played a major role. While in Czechoslovakia Soviet advisers only started influencing the organization of local security forces after the February coup of 1948, the situation in the two other countries was different. In the GDR, Soviet activists had a privileged position: they handled and later also supervised individual cases, played a key role in the filling of various positions in the security forces and generally had a huge impact on everyday life. The relationship between the Poles and the Soviets, on the other hand, was characterized by conflict and repression, and so the role of Soviet advisers was rather ambivalent. Although they had a major influence on Polish secret security forces and urged them to implement Soviet investigation and interrogation methods, the Poles were much more hesitant to adopt Soviet practices than the Czechoslovaks.

The short introduction, in which P. explains her methods, goals and questions, is followed by two main parts. Part I deals with the Communist creation of state security forces in the "national path to socialism" era 1945–1948. Over three chapters, P. analyzes the different economic and political conditions in Poland, Czechoslovakia and East Germany. In Poland, the state security apparatus was established under the conditions of civil conflict, accompanied by violence and terror. The conflict escalated due to the large number of weapons available in the population and the frequent consumption of alcohol on both sides of the conflict. When recruiting police officers, the Communist Party mainly relied on people with military experience, such as ex-guerrillas and former soldiers, who then backed its gradual consolidation of power. In Czechoslovakia, state security forces played only a secondary role in the assumption of power. Czechoslovak state security focused primarily on gathering information on its political opponents. The removal of non-Communist elites from factories, schools, offices, ministries and even the parliament was overseen by Action Committees, which were groups of political activists, most of them members of the Communist Party. In East Germany, the state security apparatus was created under the conditions of occupation by the Soviet Union, in which the Germans were in an unequal position. Here, repressions and arrests were carried out by Soviet security forces, not the Germans themselves. The Soviets retained great influence over the East German secret police even into the 1950s. As a result, it was in East Germany that the domestic state security forces were paradoxically the least developed during this period.

The "national path to socialism" era lasted only for a few years. After the many political and economic problems of the early Communist era became apparent, the key question was who would become the scapegoat. After the rift between the Soviet Union and Yugoslavia had developed, the national path to socialism approach was abandoned and replaced by the doctrine of class struggle. The system of repression changed soon afterwards. What followed was a period of arrests, the institutionalization of the use of violence in interroga-

tions, and mass purges in communist parties. This is the period covered in Part II, focusing on the years 1948–1954. In three chapters, this part discusses each country in turn and describes the gradual centralization of the state security forces; the author explores changes in security methods, the building of information networks and the encouragement to use violence and torture. P. examines how the security forces professionalized after the initial chaotic period, gradually became more disciplined, introduced political and professional training and started using not only new terminology, but also violence—both against those arrested and within the security forces themselves. P. analyzes how the members of the security forces gradually developed strong bonds with each other and even with each other's families, as they were encouraged to socialize not only at political meetings, but also in their leisure time.

Even during this period, each of the countries had its particular issues. In Poland, state security forces dealt mainly with problems of discipline, alcoholism and abuse of power; Czechoslovakia lacked the capacity to carry out its surveillance plans, and in East Germany, no decisions could be made without consultation with the Soviets. In each country, repressions and arrests took place in a different manner. In Czechoslovakia, General Secretary of the Communist Party Rudolf Slánský was arrested together with ten other leaders of the communist and state security apparatus and was later executed. In Poland, Władysław Gomułka was imprisoned for many years and released only in 1954. In East Germany, similar trials were fully directed by Soviet Military Tribunals.

Yet the book not only deals with the history of state security forces. P.'s ambition is to paint a more accurate picture of the reasons why communist power stabilized in each country. *Security Empire* deals with people, groups and organizations that helped communist parties replace the existing elites in their country and gain and consolidate power. It shows the gradual transformation of the communist parties, from an era in which new members were accepted *en masse* to a gradual bureaucratization of the party associated with greater member discipline, an emphasis on member selection, training and scrutiny, the promotion of new methods such as criticism and self-criticism, and targeted use of exclusion. P.'s aim is to illustrate the changing relationship between communist parties and security forces and their mutual competition for dominance and decision-making powers. She argues that the security forces were not as powerful as some publications claim, arising as they did from disorganization and chaos accompanied with corruption, property theft and other negative phenomena. The state security apparatus was never a homogeneous, static institution, but rather one that experienced internal revolutions in terms of its organization, staff and policing methods and underwent personnel changes through arrests, expulsions and public trials. In *Security Empire*, P. offers an impressive comparison of not only the development of secret security agencies in Eastern Europe, but also the consolidation of communist power.

Praha

Klára Pinerová

Corinna Kühn: Medialisierte Körper. Performances und Aktionen der Neoavantgarden Ostmitteleuropas in den 1970er Jahren. (Das östliche Europa: Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 11.) Böhlau. Wien u. a. 2020. 324 S., III. ISBN 978-3-412-51422-8. (€ 45,—.)

Corinna Kühn untersucht in ihrer an der Universität Köln entstandenen Dissertation Performances und Aktionen der Neoavantgarden Ostmitteleuropas der 1960er und 1970er Jahre und ihre Medialisierungen. Dabei richtet sie ihren Blick auf das subversive und widerständige Potenzial künstlerischer Praktiken. Denn auch wenn die Performances und Aktionen überwiegend in privaten oder halböffentlichen Räumen stattfanden, wurden sie mittels Film und Fotografie archiviert, distribuiert und rezipiert und auf diese Weise sichtbar gemacht. Die Medialisierung der Körper spiele, so K., hinsichtlich der Subversivität der Performance- und Aktionskunst der Neoavantgarden eine zentrale Rolle, denn sie lege „ideologische Konstruktionen offizieller Körper- und Menschenbilder in den sozialisti-

schen Gesellschaften offen“, oder die Künstler:innen griffen in ihren Aktionen „bestimmte utopisch-revolutionäre Ideen auf und affirmierten sie subversiv“ (S. 9). In diesem Kontext begründet die Vf. ihre These, „dass der Kunstbegriff durch den Einsatz neuer Medien, den Einsatz des Körpers, durch kollaborative Praktiken und die Verbindung von Kunst und Leben, wie die Integration des Alltags in die Kunst und der Kunst in den Alltag, über den modernen, in Westeuropa und den USA entwickelten und definierten Kunstbegriff hinaus erweitert wurde“ (S. 10).

Das Buch gliedert sich, neben der Einleitung und einem Schlusswort, in die drei großen Analysekapitel 2, 3 und 4. Hierin werden fünf ausgewählte künstlerische Positionen aus denen Volksrepubliken Polen und Ungarn, der Tschechoslowakei und der Sozialistischen Republik Rumänien vergleichend betrachtet, die bislang in der Forschung wenig beachtet wurden. Dieser Vergleich ist deswegen aufschlussreich, weil die Voraussetzungen, unter den die Künstler:innen in den Ländern Ostmitteleuropas wirkten, durch unterschiedliche „Phasen der Liberalisierung oder einer verschärften Freiheitseingrenzung“ (S. 24) beeinflusst waren. Positiv hervorzuheben ist das umfangreiche Quellenmaterial, das der Arbeit zugrunde liegt. Im Zentrum stehen vor allem Fotografien und Film-Stills, die Auskunft geben über die Aktionen, aber auch Interviewauszüge mit den Künstler:innen zieht K. heran. Wünschenswert wäre es jedoch gewesen, die Kriterien für die Auswahl der analysierten künstlerischen Positionen deutlicher zu formulieren.

Die Vf. greift für ihre Untersuchung auf eine interdisziplinäre Methodologie zurück: So finden Methoden der Ikonologie und Ikonografie Verwendung, die sie um Ansätze aus der Medien-, Kultur- und Geschichtswissenschaft ergänzt, darunter die Praxeologie, den historischen Vergleich, die Verflechtungsgeschichte und die Oral Art History. Die Analyse der Performances und Aktionen in den Hauptkapiteln erfolgen, unter Rückgriff auf Erving Goffmans Interaktionstheorie, vergleichend auf vier Ebenen, nämlich mit Hinblick auf 1. den agierenden Körper, 2. den öffentlichen Raum, 3. die interagierenden Kameras und 4. den historischen Kontext.

In Kap. 2 arbeitet K. anhand der Aktionen von Endre Tót im öffentlichen Raum in Ungarn und Jiri Kovanda in der Tschechoslowakei sowie in Westeuropa in den 1970er Jahren Strategien der „Überidentifikation“ und der „affirmative[n] Subversion“ (S. 285) heraus, die die Künstler:innen nutzten, um ihre Kritik an der herrschenden Ideologie zu artikulieren. Eine Aufnahme der Aktion „I am glad if I can stand next to you“ (1973–1975) zeigt Tót neben dem Lenin-Monument in Budapest. Die Vf. begreift diese künstlerische Taktik Tóts als eine Strategie der Überidentifikation bzw. der subversiven Affirmation, die es den Künstler:innen erlaubt habe, „an bestimmten sozialen, politischen oder ökonomischen Diskursen zu partizipieren und sie zu affirmieren [...] und sie dabei gleichzeitig zu untergraben“ (S. 63).

Mit Bezug auf Vilém Flussers „Phänomenologie der Geste“ arbeitet die Vf. zudem „Gesten des Zögerns, des Wartens und der Verneinung“ (S. 285) heraus. Hierbei zeigt sie auf, wie die Medialisierung dieser Gesten im öffentlichen Raum und die Verbreitung der Werke über alternative Netzwerke „die scheinbar gescheiterte Interaktion in eine Kommunikation mit einem von [ihr] als zukünftiges bezeichnetes Publikum transformieren“ (S. 285). Eine Schwarzweiß-Aufnahme aus dem Jahr 1976 beispielsweise zeigt den tschechischen Künstler Kovanda in wartender Haltung vor einem Wählscheibentelefon (S. 75). Mit Bezugnahme zu Flussers begreift die Vf. die Geste des Wartens als „Unmöglichkeit, überhaupt zu kommunizieren“ (S. 79).

Auf der Basis der Performances der polnischen Künstlerin Natalia LL und des rumänischen Künstlers Ion Grigorescu, die ohne die Anwesenheit eines Publikums vor der Kamera stattfanden, nimmt K. in Kap. 3 die jeweiligen Produktions- und Rezeptionsprozesse vergleichend in den Blick. Sie fokussiert u. a. auf den Werkzyklus der „Konsum-Kunst“ von Natalia LL (1971–1975), darunter die bekannte Serie, die eine Frau zeigt, die eine Banane isst. Film-Stills der Aktion „Masculin/Feminin“ (1976) zeigen Grigorescu, wie er seinen Körper mittels Kamera und Spiegel erkundet und dabei immer wieder intimste Kör-

perzonen entblößt. Die Vf. macht so deutlich, wie die Medialisierungen der Körper vor der Kontrastfolie „eines staatlich entworfenen, verordneten und kontrollierten Körperbildes in ihrem jeweiligen Kontext ein subversives Potential entwickeln“ (S. 286). Ihre Erkenntnis, „dass in der Performance-Situation bereits imaginär ein zukünftiges Publikum anwesend ist“, wird zudem erweitert (S. 286 f.).

Die Aktionen des Künstlerduos „KwieKulik“ in den 1970er Jahren werden in Kap. 4 thematisiert. Sie waren Mitglieder der Bewegung „Neue Rote Kunst“, die den Umbau der sozialistischen Gesellschaft forderte. Ihre Aktionen fanden sowohl vor der Kamera als auch vor Publikum statt und waren gekennzeichnet durch ein „Spiel mit der ‚Offenen Form‘“ (S. 287) sowie eine subversive Affirmation, mit der sie ihren künstlerischen Protest zum Ausdruck brachten. In der Performance „Denkmal ohne Reisepass“ (1978) beispielsweise verarbeitete das Kollektiv ein Reise-Verbot zu einem Kunstfestival in Holland. In seinen Aktionen griff es immer wieder gezielt auf die „Körpersprache der Propaganda“ zurück, um „die offizielle Kultur mit ihren eigenen Mitteln zu konterkarieren“ (S. 279). Das Kollektiv betrieb ein eigenes Atelier samt Archiv und sei, so K., ein wesentlicher Multiplikator subversiver Positionen innerhalb der ostmitteleuropäischen Neoavantgarden.

Ihre Leitfrage „Worin genau liegt die Subversivität des agierenden Körpers und der untersuchten künstlerischen Praktiken?“ (S. 289) verfolgt die Vf. in stringenter Weise in den drei großen Analysekapiteln, und abschließend formuliert sie sieben Kernaussagen: Sie betont das „Verhältnis von Handlung und Kontext [...] für die subversive Wirkung“ (S. 289) der Performances und hebt die Rolle privater und halböffentlicher Räume zur Artikulation von Protest in totalitären Systemen hervor. Zudem werde durch die Medialisierung der Aktionen der Werkbegriff erweitert, dabei erhielten dokumentarische Praktiken „in repressiven Systemen einen besonderen Stellenwert“, und ihre Medialisierung finde auf verschiedenen Ebenen statt. Dadurch würden „unterschiedliche Öffentlichkeiten“ produziert sowie „unterschiedliche Publika“ adressiert (S. 289).

Die Arbeit leistet Grundlagenforschung für die Kunstgeschichte Ostmitteleuropas im Bereich der Performance- und Aktionskunst. Positiv zu bewerten ist der vergleichende und transnationale Ansatz, wodurch verflechtungsgeschichtliche Zusammenhänge deutlich werden. Das Buch liefert spannende Impulse und Anknüpfungspunkte nicht nur für die historische Ostmitteleuropaforschung, sondern auch für weitere Disziplinen und Forschungsfelder wie die Medienwissenschaft und die Protestforschung.

Stephanskirchen

Julia Austermann

Christian Kuchler: Lernort Auschwitz. Geschichte und Rezeption schulischer Gedenkstättenfahrten 1980–2019. Wallstein. Göttingen 2021. 275 S. ISBN 978-3-8353-3897-5. (€ 26,–.)

Die vorliegende Studie will das Potenzial des Lernorts Auschwitz untersuchen und dabei diskutieren, inwieweit sich die Parole „dass Auschwitz nicht noch einmal sei“ umsetzen lässt. Christian Kuchler füllt mit seiner Analyse der Rezeption von Gedenkstättenbesuchen am Beispiel der Gedenkstätte Auschwitz ein Desiderat. Im Fokus steht dabei die Rezeption bei Schüler:innen, nicht aber bei Lehrkräften, die jedoch die Zielgruppe sind, die K. adressiert. Der Autor war jahrelang selbst Geschichtslehrer und hat zahlreiche Gedenkstättenfahrten durchgeführt. Heute leitet er an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen den Forschungsbereich der Geschichtsdidaktik.

Zu Beginn geht die Studie auf die Frage ein, wie Auschwitz und Birkenau zum Besuchsort für Schulklassen wurden. Der Autor stellt die Geschichte des Schauplatzes von 1940 bis 1945 dar, im Anschluss daran das Entstehen des Gedenkortes. Anschließend nennt K. die Zahlen der ersten Gruppenreisen aus dem Ausland, die 1950 lediglich sechs Prozent der Gesamtbesucher:innenzahl ausmachten (S. 46). Im Kapitel „Vom größten NS-Lager zur internationalen Gedenkstätte“ wird auf 21 Seiten die Geschichte des Konzentrationslagers und die Geschichte der Gedenkstätte von 1945 bis 1990 skizziert. Die Darstel-

lung lässt polnische Quellen und Literatur gänzlich aus, zitiert aber zahlreiche namhafte polnische Historiker:innen und beleuchtet wichtige Ereignisse des deutsch-deutsch-polnischen Verhältnisses.

K. vertritt die Meinung, dass Auschwitz als Lernort ideal sei, aber eine Überwältigung beinhalte, die keine Übertragung zulasse. Die Studie profitiert von der Nähe des Vf. zum Thema und zur Zielgruppe. Eindrücklich zeichnet K. die Entwicklung des internationalen Symbolgehalts des Gedenkortes Auschwitz seit den 1960er Jahren bis in die Gegenwart hinein nach. Jedoch fehlt an einigen Stellen die Einordnung der Gedenkstätte als polnischer Ort. Vertriebenenverbände erschwerten in der BRD jahrzehntelang das Verhältnis zu Polen. Deren Einflussnahme lässt der Autor leider außen vor. Spannend ist die Betrachtung des Besuchsaufkommens über die Förderpolitik einzelner Stiftungen und Landesregierungen.

Warum hat K. den Gedenkort Auschwitz gewählt? Die Relevanz des Untersuchungsortes wird dadurch belegt, dass – vor der Pandemie – bis zu zwei Millionen Besucher:innen jährlich zu der Gedenkstätte reisten. Das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau gehört unter deutschen Schüler:innengruppen zu den am häufigsten besuchten Exkursionsorten im Ausland. Deren Anteil an der Gesamtbesucher:innenzahl ist mit gerade einmal 73 270 im Jahr 2019 aber immer noch sehr gering (S. 108).

Der Anteil der deutschen Besuchergruppen war vor 1989 höher. Die Gedenkstätte Auschwitz war ein Ziel von zwei Dritteln der Gruppenfahrten in die Volksrepublik Polen. Der „authentische Ort“ wird zum „Lern-Ort“, der Tatort zur Bildungsstätte. Gleichzeitig belegt eine Studie der Körber-Stiftung aus dem Jahr 2017, dass nur 59 Prozent der 14- bis 18-Jährigen mit dem Begriff „Auschwitz-Birkenau“ etwas anfangen können.

Die Rezeption beinhaltet die Erwartungen der Schüler:innen und die unmittelbare Reflexion nach dem Besuch der Gedenkstätte. In der zusammenfassenden Betrachtung urteilt K., dass der Besuch der Gedenkstätte kein Faktenwissen vermittelt. Nur dann, wenn im Vorfeld historisches Wissen vermittelt wurde, konnten die Schüler:innen im Rahmen der Gedenkstättenfahrt daran anknüpfen.

Als Quellen dienen Dokumentationen der Schüler:innen, die überwiegend an fördernde Institutionen adressiert waren. Der Autor lässt den Kontext Schule, die Benotungen und den Gruppendruck aus der Quellenbetrachtung außen vor bzw. bewertet die Quellen sehr positiv und spannend, da sie zum Teil handgeschrieben, noch handschriftlich, während der Fahrten von den Schüler:innen selbst verfasst wurden. Problematisch sind sie allerdings insofern, als sie die Ausgangsfrage des Autors nach der Wirkung von Gedenkstättenfahrten kaum beantworten können. Darum untersuchte K. zusätzlich auch die langfristige Wirkung des Besuchs der Gedenkstätte Auschwitz nach zehn und mehr Monaten in selbst initiierten Gruppendiskussionen.

Der kognitive Lernanteil – das Geschichtsbewusstsein – sei, so K., von den Schüler:innen generell als sehr hoch eingestuft geworden. Dies sei nur durch den direkten Gedenkstättenbesuch möglich gewesen. Spannend ist die Erkenntnis, dass im Zuge dieses Besuchs die Schüler:innen und Lehrkräfte polnische Geschichte weitestgehend ausblenden bzw. die Beschäftigung damit nicht einfordern oder anbieten (S. 180–190). Die Reiseberichte in den Akten des Auswärtigen Amtes und des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR wären eine gute Ergänzung der Quellen gewesen, wenngleich diese nur selten Reflexionen von Schüler:innen enthalten.

Spannend sind K.s Betrachtungen von digitalen Tools und deren Wirkung bei Schüler:innen. Diese stellen einen neuen Aspekt der Erinnerungsarbeit dar, die zunehmend ohne Zeitzeug:innen bzw. – wie derzeit unter Corona-Bedingungen – ohne den direkten Besuch vor Ort arbeiten muss. Damit wirft K. einen Blick auf ein sehr aktuelles Phänomen. Der Einsatz von virtuellen Rundgängen oder Gesprächen bzw. auch von YouTube-Videos sollte in gesondert untersucht werden. In dieser Studie kann die Vf. nur erste Fragen aufwerfen.

Die Studie geht über eine reine Analyse hinaus und bietet sieben Vorschläge für die Zukunft von Gedenkstättenbesuchen: 1. Historischer Ort im Mittelpunkt; 2. Es muss nicht immer Schwitz sein; 3. Ängste vermeiden; 4. Emotionen sinnvoll nutzen, Zeit für Wahrnehmung und Austausch gewähren; 5. Internationale Dimension des Gedenkens; 6. Täter nicht vergessen; 7. Gedenkstättenexkursionen als integraler Teil des schulischen Geschichtsunterrichts. So bietet der Didaktiker und Historiker K. eine aktuelle und nützliche Empfehlung für Lehrkräfte für die Durchführung sowie Vor- und Nachbereitung eines Gedenkstättenbesuchs, die er mit seiner Skepsis gegenüber der moralisch aufgeladenen Besuchspflicht verbindet. Er liefert somit eine Empfehlung für Pädagog:innen, die Ausbildung des Geschichtsbewusstseins ihrer Schüler:innen auch mittels Forschung vor Ort in Gang zu setzen.

Dresden – Chemnitz

Frauke Wetzel

Grenzen im Denken Europas. Mittel- und osteuropäische Ansichten. Hrsg. von Mădălina Diaconu und Bianca Boteva-Richter. new academic press. Wien 2017. 274 S., Ill. ISBN 978-3-7003-2065-4. (€ 35,-.)

Die Frage nach dem wahren Identitätskern Europas wurde schon gestellt, lange bevor eine Institutionalisierung in Form des europäischen Integrationsprozesses einsetzte. Ein Blick auf Identitäten erfordert immer auch einen Blick auf Differenzen, auf die Unterscheidung in ein „wir“ und ein „die anderen“. Dabei war es stets eine Herausforderung, klare Grenzen zu ziehen zwischen denen, die „innen“, und denen, die „außen“ sind. Auch die Geschichte der Europäisierung war immer verbunden mit hoch normativen Inklusions- und Exklusionsprozessen.

Für Mădălina Diaconu und Bianca Boteva-Richter, den beiden Hrsg. des Sammelbandes, sind die diskursiven Konstruktionen des normativen Kerns einer wie auch immer zu umgrenzenden europäischen Identität meist einer ganz bestimmten Kategorie von Europäerinnen und Europäern zuzuschreiben – nämlich solchen aus dem sog. „westlichen Europa“ oder „Kerneuropa“. Diese geografische Engführung wirkte sich, so die beiden Hrsg., nicht nur politisch aus, sondern hatte auch Einfluss auf die akademische Diskussion. D. und B. möchten diese einseitigen Perspektiven durchbrechen und vereinen in ihrem Sammelband daher explizit Vertreterinnen und Vertreter aus dem „anderen Europa“ (S. 8). Damit gemeint sind im Kern diejenigen postsozialistischen Staaten, die nach 1990 der Europäischen Union (EU) beigetreten sind, wobei zusätzlich aber auch jene Länder und Regionen einbezogen werden, die möglicherweise noch Mitglied werden möchten oder zumindest stark mit der EU assoziiert sind.

Die gewählten Perspektiven auf die „Grenzen im Denken Europas“ sind philosophischer Natur. In 13 Einzelbeiträgen bieten die Vf. ganz unterschiedliche Zugänge zur Frage nach dem Kern einer europäischen Identität und ordnen vor allem Identitätskonflikte ein – selten historisch, meist gegenwartsbezogen. Sichtbar wird dabei vor allem ein Europaverständnis, das die Engführung auf die EU auflöst – vor allem aber denjenigen Stoff zum Nachdenken gibt, die Europa bisher explizit von der EU aus gedacht haben.

So lotet z. B. Romanita Constantinescu die östlichen Grenzen Südost- und Ost- (mittel)europas aus. Sie untersucht, wie die Republik Moldau im Zusammenhang mit verschiedenen europäischen Grenzziehungen im europäischen Kontext positioniert wird. Die Republik Moldau ist dabei ein Beispiel für die unterschiedlichen Brückenfunktionen, die am Rande des bisherigen institutionalisierten Europas entwickelt werden und zugleich das östliche Europa mit „Kerneuropa“ verbinden. Die Vf. kehrt die Frage nach der Grenze Europas um und macht deutlich, dass diese Grenzen nicht nur aus der Perspektive derjenigen, die institutionell dazugehören, beantwortet werden kann, sondern auch von denen, die potenziell künftig dazugehören möchten. Ähnlich, aus geschichtsphilosophischer und interkultureller Sicht, widmet sich Andriy Dakhniy dem Fragenkomplex am Beispiel der Ukraine, das „im Zwischen“ (S. 201) von Europa und Russland liege. Es wird deutlich,

dass eine Grenze nicht nur eine Linie zwischen zwei Staaten ist. Vielmehr verlaufen Grenzen auch innerhalb eines Staates in ganz unterschiedlicher Gestalt, je nachdem, auf welche Art einzelne Landesteile ihre raumbezogenen Identifikationen festlegen. D. zeigt, wie konflikthaft das Streben nach Europa und die Vermischung unterschiedlicher historischer Blickwinkel mit den jeweils gefühlten geografischen Zugehörigkeiten sein kann und sensibilisiert dafür, dass Grenzen innerhalb Europas auch in der Gegenwart nicht immer gewaltfrei festgelegt werden. Dass die Konzeptionalisierung von Identität und Differenz stets fluide sein sollte, zeigt Bianca Boteva-Richter am Beispiel der Migration. Sie macht deutlich, wie mannigfaltig individuelle und kollektive Identitätskonstruktionen – auch in Bezug auf das „Europäische“ – zusammengesetzt sind. Gerade eine solche Perspektive, die auf Bewegungen blickt, macht die Absurdität vermeintlich eindeutiger raumbezogener Identitäten sichtbar, weil Menschen, die den einen Ort verlassen und in den anderen Ort gehen, das Zurückgebliebene mit dem neu Entdeckten vermischen – und weil dieses Erlebte immer individuell ist.

Egal, ob es um die Beiträge von Gabriel Cercel zum Balkan-Diskurs oder von Andrzej Gniazdowski zu den „Radikalen Europäern“ (S. 37) geht – die einzelnen Artikel nähern sich den „Grenzen im Denken Europas“ fast ausschließlich gegenwartsbezogen. Damit machen sie vor allem die zahlreichen aktuellen Widersprüche sichtbar, mit denen Europa – in seiner Institutionalisierung als EU, aber auch als raumbezogene Idee – konfrontiert ist. Eine Ausnahme bildet der Beitrag von Cornelius Zehetner, der am Beginn des Sammelbands sowohl die Frage nach europäischen Grenzziehungen historisch beantwortet als aber auch eine konzeptionelle Einführung in den Band bietet. Er untersucht auf den Spuren der Arbeiten von Franz Jung, Rosa Luxemburg, Otto Bauer und Hugo Ball grundlegende anthropologische Antworten auf die konkreten historischen und politischen Situationen in Deutschland und Österreich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. und fragt nach den menschlichen Akteuren, die Grenzziehungen in historischen Gesellschaften gestaltet und verhandelt haben.

Die einzelnen Beiträge des Sammelbandes sind für die historische Ostmitteleuropaforschung wertvoll, weil sie noch einmal dazu ermuntern, auch in der Vergangenheit erfolgte Europakonzeptionalisierungen mit neuen Fragestellungen in den Blick zu nehmen. Konzeptionell bieten die Beiträge viel Inspiration, vor allem dann, wenn die Frage nach Identitäten und Differenzen im Denken Europas zwar kritisch, aber doch vor allem phänomenologisch untersucht werden soll. In einer Zeit, in der kritische Forschungsperspektiven – auch in den Geschichtswissenschaften – vor allem durch den Poststrukturalismus bestimmt sind, bieten phänomenologische oder hermeneutische Ansätze eine willkommene Abwechslung. Dabei ist die Analyse von vor allem gegenwartsbezogenen Prozessen in den einzelnen Beiträgen keineswegs ein Nachteil für geschichtswissenschaftliche Forschungsfragen – die einzelnen Artikel bieten denjenigen viele Anknüpfungspunkte, die sich für das historische Gewordensein dieser Identitätsprozesse und Identitätskonflikte interessieren.

Nicht abschließend beurteilt werden kann dagegen der Anspruch der Hrsg., explizit mittel- und osteuropäische Ansichten aus dem „anderen Europa“ sichtbar zu machen. Wenn man die einzelnen Beiträge mit den wissenschaftlichen Debatten im „Kerneuropa“ vergleicht, unterscheiden sie sich nicht wesentlich. Zudem wird durch die hauptsächliche Wahl der Publikationssprache Deutsch eine Sprache gewählt, die zumindest aus historischer Sicht von vielen Menschen in Ostmittel- und Osteuropa als hegemonial begriffen wurde und die eben gerade wieder eine Zentrierung auf den Kern Europas festigt. Auch wenn eine Veröffentlichung der Beiträge in den jeweiligen Muttersprachen der Vf. wohl nur bedingt geeignet gewesen wäre, wurden mit dieser Entscheidung explizit noch einmal Grenzen sichtbar gemacht, die auch innerhalb der Wissenschaftslandschaft bis heute zum „anderen Europa“ gezogen werden. Beim Lesen der Beiträge muss daher immer mitgedacht werden, dass auch Sprache bei der Konstruktion von „Grenzen im Denken Europas“ eine Rolle spielt.

Bamberg

Patrick Reitingner

Tibor Valuch: Die ungarische Gesellschaft im Wandel. Soziale Veränderungen in Ungarn 1989–2019. (Studia Hungarica, Bd. 55.) Verlag Friedrich Pustet. Regensburg 2020. 325 S., Tab., Kt. ISBN 978-3-7917-3078-3. (€ 34,95.)

Mit seinem Buch legt der ungarische Sozialhistoriker Tibor Valuch die erste umfassende und detaillierte wissenschaftliche Monografie zur jüngsten ungarischen Gesellschaftsgeschichte vor, wobei er sich sowohl auf zahlreiche Detailstudien aus der ungarischen und internationalen Forschung als auch auf ein breites Statistik- und Quellenmaterial stützt. Bei der Aufarbeitung seines Themas greift er – über den geschichtswissenschaftlichen Ansatz hinaus – explizit auch auf Forschungsmethoden der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften zurück. Die Arbeit selbst basiert auf der ungarischsprachigen Erstausgabe von 2015¹ und wurde für die deutschsprachige Leserschaft überarbeitet und aktualisiert.

Die Arbeit befasst sich mit den radikalen und dynamischen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, die im Zuge der wirtschaftlichen und politischen Systemtransformation im letzten Drittel der 1980er Jahre einsetzten, die aber – worauf der Vf. mehrfach verweist – ihre Wurzeln häufig bereits in der Epoche des (Spät-)Kádárismus hatten. Im Mittelpunkt der Arbeit steht eine Reihe von grundlegenden Fragen: Wie gestaltete sich der demografische Wandel? Worauf ist der gesellschaftliche Positionswechsel oder -erhalt von Individuen und Gruppen zurückzuführen? Welche Auswirkungen hatte die Politik auf den gesellschaftlichen Wandel? Wie offenbart sich das „Vermächtnis der staatssozialistischen Ära“ (S. 10) in der Gesellschaft, welche Veränderungen traten hinsichtlich der Mentalität, der Werte und des Verhaltens ein? Welche Auswirkungen hatte der Übergang zum Kapitalismus auf die Gesellschaft und wie entwickelte sich die soziale Ungleichheit? Der Vf. ist sich gleichwohl dessen bewusst, dass sich nicht alle Fragen „aus dem aktuellen Wissensstand heraus beantworten lassen“ (S. 11).

Nach den einleitenden Bemerkungen befasst sich V. im 2. Kapitel mit den politik- und geschichtswissenschaftlichen Auslegungen des „Systemwandels“ als Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Entwicklungen und geht auf die weit verbreitete negative, auf „tatsächlichen gesellschaftlichen Erfahrungen“ (S. 15) basierende Einstellung der ungarischen Bevölkerung hinsichtlich der sozioökonomischen Veränderungen ein. Er knüpft an diese Haltungen an und kommt zu folgendem Schluss: „Statt einer ausgeglichenen modernen Gesellschaft, die den erwarteten und ersehnten Wohlstand zu schaffen und langfristig zu gewähren vermocht hätte, entstand [...] eine stark polarisierte, fragmentierte und markant desintegrierte Gesellschaft.“ (S. 15).

In den folgenden acht Kapiteln geht V. auf die demografische Entwicklung und räumliche Mobilität der Bevölkerung ein (3. und 4. Kapitel), er beleuchtet die gesellschaftliche Stellung der nationalen und ethnischen Minderheiten in Ungarn sowie der ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten (5. Kapitel) und untersucht den Wandel der Gesellschaftsstruktur und Einkommensgliederung (6. Kapitel). Er analysiert den sich seit der Wende vollziehenden Wandel in den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten und die Situation der einzelnen Gesellschaftsschichten (7. Kapitel), geht auf das Verhältnis von Politik und Gesellschaft ein (8. Kapitel) und befasst sich mit den Werten und Denkweisen innerhalb der Bevölkerung einschließlich des Geschichtsbewusstseins und der Religiosität (9. Kapitel). Abschließend thematisiert er die Sozialpolitik und die zentralen sozialen Probleme Ungarns (10. Kapitel).

Aus der Vielzahl der von V. beleuchteten sozialen Phänomene sollen hier nur einige zentrale, zumeist problematische Aspekte vorgestellt werden. So bezeichnet er den deutlichen Bevölkerungsrückgang als einen „maßgeblichen Prozess“ (S. 39) innerhalb der ungarischen Gesellschaft, für den er u. a. das Fehlen einer angemessenen Bevölkerungspoli-

¹ TIBOR VALUCH: A jelenkori magyar társadalom [Die gegenwärtige ungarische Gesellschaft], Budapest 2015.

tik verantwortlich macht. Er thematisiert in diesem Zusammenhang die geringe Lebenserwartung bzw. hohe Mortalitätsrate sowie die ungünstige Alters- und Geschlechterstruktur (zunehmende Überalterung und beständiger Frauenüberschuss). Ein besonderes Problem sieht er in der massiven Abwanderung aus Ungarn, die er als einen „sowohl gesellschaftlich als auch wirtschaftlich [...] gravierenden Verlust“ (S. 87) bezeichnet. Hinsichtlich der Minderheiten verweist er einerseits auf die positiven Folgen der (inner)ungarischen Nationalitätenpolitik, andererseits auf die äußerst problematische soziale Situation der ethnischen Minderheit der Roma. Bezüglich der Gesellschaftsstruktur stellt er eine „steigende Ungleichheit bei den Einkommen“ (S. 131) sowie die Entstehung einer – von der übrigen Gesellschaft abgesonderten – „Besitz- und Vermögenselite“, das Fehlen einer breiten Mittelschicht und die Problematik von verarmten und marginalisierten Schichten in den Städten und besonders in den Dörfern fest. Mit Blick auf die Auswirkungen des sozialen Wandels auf das politische Leben und die gesellschaftlichen Werte macht V. auf eine dauerhafte unterentwickelte politisch-gesellschaftliche Partizipation der Bevölkerung sowie auf die starke innenpolitische Polarisierung, einen „innenpolitischen Kalten Krieg“ (S. 205), aufmerksam. Außerdem konstatiert er – auch vor dem Hintergrund häufiger prekärer finanzieller bzw. beruflicher Situationen – eine starke Präferenz materieller Werte sowie „eine ziemlich hohe Intoleranz“ (S. 223) in den zwischenmenschlichen Beziehungen, also insbesondere das Vorherrschen von starken Vorurteilen gegenüber Minderheiten (vor allem Roma und Juden), ein allgemeines Misstrauen im Alltag und gegenüber den staatlichen Institutionen sowie starke nationalistische und autoritäre Tendenzen. V. analysiert außerdem eine Reihe konkreter sozialer Probleme, darunter die weit verbreitete Armut und Obdachlosigkeit sowie bedenkliche „deviante gesellschaftliche Phänomene“ (Alkoholismus, Selbstmord usw.). Hierfür macht er unzureichende sozialpolitische Maßnahmen und das mangelhafte Versorgungssystems, insbesondere mit Blick auf den „Rand der Gesellschaft“, verantwortlich.

V. legt in seiner interdisziplinären Arbeit die zahlreichen komplexen und radikalen Veränderungen in der ungarischen Gesellschaft in den vergangenen drei Jahrzehnten ausführlich und anschaulich dar. Er liefert einleuchtende, historisch fundierte Erklärungen für die festgestellten Prozesse bzw. Phänomene. Insgesamt zeichnet der Vf. ein überzeugendes Bild von den – sehr häufig negativen – gesellschaftlichen Entwicklungen in Ungarn seit 1989² und kann somit auch zum besseren Verständnis der teils äußerst problematischen sozialen Situation des Landes beitragen. Zwar geht V. in seiner Zusammenfassung auch auf die historische Ausgangssituation und die gesellschaftlichen Entwicklungen in den anderen Transformationsstaaten ein, ein systematischer Vergleich mit diesen Ländern hätte aber zweifellos den Wert der Arbeit noch erhöht und vielleicht auch gewisse allgemeine „gesellschaftliche Gesetzmäßigkeiten“ der (Post-)Transformationsphase ans Licht gebracht.

Budapest

Andreas Schmidt-Schweizer

² Seitens des rechten, autoritär-nationalistischen Lagers in Ungarn stößt diese Analyse auf eine scharfe, aber wenig wissenschaftliche Kritik, siehe z. B. LÁSZLÓ B. VESZPRÉMY: Szociológizáló pesszimizmus – Valuch Tibor kötetéről [Soziologisierender Pessimismus – über den Band von Tibor Valuch], in: Mandiner vom 20.05.2020, https://mandiner.hu/cikk/20200520_valuch_tibor_recenzio (10.10.2021).